

LEBENDIGE STADT

Kultur, Freizeit, Erlebnis

JOURNAL

**Berliner Kongress:
Kreative Ideen
für alternde Städte**

**Stiftungspreis 2013:
Karlsruhe feiert
schönstes Stadtfest**

**Lothar de Maizière:
Politik war nicht
sein Lebensplan**

**São Paulo:
Michael Batz setzt
Opernhaus in Szene**

**Leipziger Notenwand:
Wie Musik bewegt
und verbindet**

**Klavier-Aktion:
Musizieren auf
öffentlichen Plätzen**





Fotos: dpa (Michael Riehe) / Norbert Weidemann / dpa (kleines Titelbild)



Musikalische Einstimmung auf das Kongress Thema „Jungbrunnen Stadt“: Die durch TV-Auftritte bekannten „German Silver Singers“ begeisterten die Konferenzteilnehmer in Berlin.

Liebe Leserin, lieber Leser!



Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt“, begrüßte Kinder der Grundschule Teltow zum Quartiersfest auf dem EUREF-Campus.

Links:
Der Stortorg mit seinen barocken Häusern aus dem 17. und 18. Jahrhundert ist der Mittelpunkt der Stockholmer Altstadt.

Großes Titelbild:
Der Kuppelsaal im Gasometer auf dem EUREF-Campus in Berlin war Tagungsort der diesjährigen Stiftungskonferenz.

Kleines Titelbild:
Klavierspielerin am Times Square in New York.

Weniger, älter und bunter – wie reagieren die Städte auf die Herausforderungen der demografischen Veränderungen? Diese Frage stand im Mittelpunkt des Stiftungskongresses „Jungbrunnen Stadt“, zu dem die „Lebendige Stadt“ in diesem Jahr nach Berlin eingeladen hatte. Schauplatz der Städtetagung war der Gasometer auf dem Campus des Europäischen Energieforums (EUREF) – bundesweit bekannt durch die ARD-Talkshow mit Günther Jauch. Welche Ideen, Anregungen und Lösungsansätze die rund 550 Konferenzbesucher mit nach Hause nehmen konnten, lesen Sie ab Seite 6.

Einen Teilnehmerrekord verzeichnete der diesjährige Stiftungspreis-Wettbewerb: Gesucht wurde das schönste Stadtfest. 631 Städte und Gemeinden bewarben sich. Wer bei der Preisverleihung am ehemaligen Berliner Flughafen Tempelhof jubeln konnte, erfahren Sie ab Seite 16. Mit Best-Practice-Projekten möchte die Stiftung „Lebendige Stadt“ den Kommunen immer wieder Anregungen geben, wie sich städtischer Raum mit einfachen Mitteln verschönern lässt. Ein Beispiel dafür ist das bundesweite Illuminations-Programm für dunkle Bahnunterführungen. Für die Verschönerung von 31 Unterführungen in 23 Städten stellte die „Lebendige Stadt“ insgesamt 775.000 Euro zur Verfügung. In einem Sonderheft, das

dieser Journal-Ausgabe beiliegt, stellen wir Ihnen die bereits realisierten Brücken-Illuminationen vor.

Das Know-how der Stiftung „Lebendige Stadt“ ist inzwischen weltweit gefragt. So illuminierte Lichtkünstler und Stiftungsvorstand Michael Batz im Mai das Opernhaus der brasilianischen Metropole São Paulo – Ehren-gast bei der Lichtinszenierung war Bundespräsident Joachim Gauck (Seite 22). Ein wichtiges Element bei der Stadtentwicklung sind Grünflächen und Parks. Gemeinsam mit der Deutschen Umwelthilfe hatte die Stiftung deshalb zu einem Wettbewerb aufgerufen, um die „Lebenswerte Stadt“ zu ermitteln. Arnsberg, Andernach, Sondershausen, Bad Hersfeld, Hamburg-Mitte und Berlin-Pankow konnten sich gegen 154 Mitbewerber durchsetzen. Der Gesamtsieger wird im Herbst in Leipzig ausgezeichnet (Seite 26).

„Netzwerk Wohnen – Architektur für Generationen“ – unter diesem Titel präsentierte das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt am Main eine von der Stiftung geförderte Ausstellung, die sich mit Wohnmodellen für ältere Menschen beschäftigte (Seite 24). Ebenfalls ein Förderprojekt der „Lebendigen Stadt“ ist die Notenwand in Leipzig, die jetzt eingeweiht wurde und als abschließender Baustein die „Leipziger Notenspur“ ab-

rundet – eine fünf Kilometer lange Themenroute durch die Stadt, die an berühmte Musiker und Komponisten erinnert (Seite 25). Musiker werden – das war auch der ursprüngliche Lebensplan von Dr. Lothar de Mai-zière, dem ersten demokratisch gewählten und zugleich letztem Ministerpräsidenten der DDR. Im Interview blicken wir mit ihm zurück auf die deutsche Einigung und sprechen über seine aktuellen Aufgaben als Chef des Berliner EUREF-Instituts (Seite 20).

Weitere Themen dieser Journal-Ausgabe sind die Internationale Bauausstellung und die Internationale Gartenschau in Hamburg (Seite 30), die Sanierung des kleinen Dorfgangers Altkötzschenbroda bei Dresden (Seite 29), Häuserleerstände in Fachwerkstädten und was dagegen getan werden kann (Seite 32), eine außergewöhnliche Mitmachaktion mit Pianos auf öffentlichen Plätzen (Seite 34). Und in unserer Kolumne schreibt Ludwigshafens Oberbürgermeisterin Dr. Eva Lohse, wie in deutschen Städten auch in Zukunft Wohlstand wachsen kann (Seite 38).

Und jetzt wünschen wir Ihnen viel Freude mit dieser neuen Ausgabe des Journals „Lebendige Stadt“.

Die Stiftung „Lebendige Stadt“

Stiftungsrat

Vorsitzender:
Dr. Hanspeter Georgi,
Minister für Wirtschaft
und Arbeit a.D. Saarland

Weitere Mitglieder:
Dr. Daniel Arnold,
Vorstandsvorsitzender
Deutsche Reihenhaus AG
Dr. Stephan Articus,
Hauptgeschäftsführer Deutscher Städtetag
Dr. Gregor Bonin,
Beigeordneter Düsseldorf
Heinz Buschkowsky,
Bezirksbürgermeister Berlin-Neukölln
Dr. Karl-Heinz Daehre,
Minister Landesentwicklung
und Verkehr a.D. Sachsen-Anhalt
Raimund Ellrott,
GMA Gesellschaft für Markt
und Absatzforschung
Dr. Alexander Erdland,
Vorstandsvorsitzender Wüstenrot &
Württembergische AG
Arved Fuchs,
Polarforscher
Dr. Roland Gerschermann,
Geschäftsführer F.A.Z. GmbH
Dr. Herlind Gundelach,
Senatorin für Wissenschaft
und Forschung a.D. Hamburg
Michael Hahn,
Vorstand DB Regio AG
Hendrik Hering, MdL,
Vorsitzender SPD-Landtagsfraktion
Rheinland-Pfalz, Minister a.D.
Joachim Herrmann, MdL,
Innenminister Bayern
Susanne Heydenreich,
Intendantin Theater der Altstadt Stuttgart
Dr. Eckart John von Freyend,
Ehrenpräsident ZIA
Burkhard Jung,
Oberbürgermeister Leipzig
Prof. Dr. Harald Kächele,
Bundesvorsitzender Deutsche Umwelthilfe
Folkert Kiepe,
Beigeordneter Deutscher Städtetag a.D.
Maik Klokow,
Geschäftsführer „Mehr! Entertainment“
Matthias Kohlbecker,
Kohlbecker Architekten & Ingenieure
Prof. Dr. Rainer P. Lademann,
Geschäftsführer Dr. Lademann & Partner
Lutz Lienenkämper, MdL,
Stv. Vorsitzender CDU-Landtagsfraktion NRW

Dr. Eva Lohse,
Oberbürgermeisterin Ludwigshafen
Prof. Dr. Engelbert Lütke Daldrup,
Geschäftsführer IBA Thüringen,
Staatssekretär a.D.
Johannes Mock-O'Hara,
Geschäftsführer Stage Entertainment
Ingrid Mössinger,
Generaldirektorin
Kunstsammlungen Chemnitz
Klaus-Peter Müller,
Aufsichtsratsvorsitzender Commerzbank AG
Michael Müller, Bürgermeister und Senator
für Stadtentwicklung und Umwelt Berlin
Aygül Özkan,
Ministerin für Soziales, Frauen, Familie, Ge-
sundheit und Integration a.D. Niedersachsen
Helma Orosz,
Oberbürgermeisterin Dresden
Reinhard Paß,
Oberbürgermeister Essen
Gisela Piltz, MdB,
Stv. Vorsitzende der FDP-Bundestagsfraktion
Matthias Platzeck, MdL,
Ministerpräsident Brandenburg
Jürgen Roters,
Oberbürgermeister Köln
Dr. Dieter Salomon,
Oberbürgermeister Freiburg i.B.
Dr. Thomas Schäfer,
Finanzminister Hessen
Prof. Dr. Wolfgang Schäfers,
Vorstandsvorsitzender IVG Immobilien AG
Bärbel Schomberg,
CEO und Gesellschafterin Schomberg & Co.
Real Estate Consulting
Edwin Schwarz,
Dezernent für Planen, Bauen, Wohnen und
Grundbesitz a.D. Frankfurt/Main
Prof. Dr. Burkhard Schwenker,
CEO Roland Berger Strategy Consultants
Ullrich Sierau,
Oberbürgermeister Dortmund
Dr. Johannes Teysen,
Vorstandsvorsitzender E.ON AG
Prof. Christiane Thalgott,
Stadtbaurätin i.R. München
Dr. Bernd Thiemann,
Aufsichtsratsvorsitzender HRE Holding
Markus Ulbig,
Innenminister Sachsen
Prof. Jörn Walter,
Oberbaudirektor Hamburg
Prof. Dr. Martin Wentz,
Geschäftsführer Wentz & Co.
Dr. Joachim Wieland,
Sprecher der Geschäftsführung
aurelis Real Estate

Kuratorium

Vorsitzender:
Alexander Otto,
Geschäftsführungsvorsitzender ECE
Stellvertretender Vorsitzender:
Wolfgang Tiefensee, MdB,
Bundesminister a.D.
Weitere Mitglieder:
Torsten Albig, MdL, Ministerpräsident
Schleswig-Holstein
Prof. Dr. Willi Alda,
Universität Stuttgart
Dr. Jürgen Bersuch,
Vorstand Werner Otto Stiftung
Jan Bettink,
Vorstand Landesbank Berlin
Hildegard Müller,
Vorsitzende Hauptgeschäftsführung Bundes-
verband Energie- und Wasserwirtschaft e.V.
Prof. Dr. Wolfgang Schuster,
Oberbürgermeister a.D. Stuttgart
Dr. Michael Vesper,
Generaldirektor Deutscher
Olympischer Sportbund

Vorstand

Vorsitzender:
Dr. Andreas Mattner,
Präsident ZIA Deutschland,
Geschäftsführer ECE
Weitere Mitglieder:
Michael Batz,
Theatermacher und Szenograf
Friederike Beyer,
Geschäftsführerin Beyer und Partner
Peter Harry Carstensen, MdL,
Ministerpräsident Schleswig-Holstein a.D.
Gerhard Fuchs,
Staatsrat für Stadtentwicklung
und Umwelt a.D. Hamburg
Robert Heinemann,
GF Lebendige Stadt Veranstaltungs GmbH
Prof. Dr. Dittmar Machule,
Em. Professor HafenCity Universität
Hamburg, Department Stadtplanung
Prof. h.c. Dr. h.c. Fritz Schramma,
Oberbürgermeister a.D. Köln

Impressum

Journal „Lebendige Stadt“
Nr. 26/Juli 2013
Herausgeber:
Stiftung „Lebendige Stadt“
Saseler Damm 39
22395 Hamburg
Redaktion:
Ralf von der Heide
(Chefredakteur, verantw.),
Andrea Peus (Stellv. Chefredakteurin)
Autoren dieser Ausgabe:
Rando Aust
(Vorstandsbevollmächtigter Stiftung
„Lebendige Stadt“),
Dr. Annette Becker
(Deutsches Architekturmuseum),
Joachim Göres
(Freier Journalist),
Christiane Harriehausen
(Freie Journalistin),
Dr. Eva Lohse
(Oberbürgermeisterin Ludwigshafen),
Prof. Dr. Dittmar Machule
(Vorstand „Lebendige Stadt“),
Danuta Schmidt
(Freie Journalistin),
Silke Wissel
(Deutsche Umwelthilfe),
Dr. Dierk Wolters
(Redakteur Frankfurter Neue Presse)
Sitz der Redaktion:
Saseler Damm 39
22395 Hamburg
Tel: 040/60876173
Fax: 040/60876187
Internet: www.lebendige-stadt.de
E-Mail: redaktion@lebendige-stadt.de
Art Direction und Layout:
Heike Roth
Druck:
Societätsdruck
Frankenallee 71-81
60327 Frankfurt am Main
Auflage:
22.000 Exemplare
Das Journal „Lebendige Stadt“
erscheint zweimal im Jahr.

Inhalt

6
Jungbrunnen Stadt:
Auf dem 13. Jahreskongress
der Stiftung „Lebendige Stadt“
in Berlin tauschten führende
Städte- und Gemeindevertreter
aus ganz Europa kreative Ideen
zur Stadtentwicklung aus.



16
Stiftungspreis 2013:
631 Städte aus ganz Europa
haben sich am diesjährigen
Wettbewerb zum Thema
„Das schönste Stadtfest“
beteiligt – Gewinner ist die
Stadt Karlsruhe.



20
Musik studiert:
Dr. Lothar de Maizière war
Musiker, Anwalt und der letzte
Ministerpräsident der DDR –
im Journal-Interview spricht
der 73-Jährige über sein Leben
nach der Politik.



22
Lichtkunst in Brasilien:
Stiftungsvorstand und
Lichtkünstler Michael Batz hat
das Opernhaus in São Paulo
illuminiert – Ehrengast bei der
Lichtinszenierung war Bundes-
präsident Joachim Gauck.



25
Musik bewegt und verbindet:
Mit der Notenwand, einem
Förderprojekt der Stiftung
„Lebendige Stadt“, ist der
abschließende Baustein der
„Leipziger Notenspur“
eingeweiht worden.



26
Stadtleben im Grünen:
160 Projekte haben sich an
dem Wettbewerb „Lebenswerte
Stadt“ beteiligt, zu dem
die „Lebendige Stadt“ und die
Deutsche Umwelthilfe
aufgerufen hatten – sechs
Gewinner stehen bereits fest.



29
Altkötzchenbroda:
Nach einer großangelegten
Sanierung pulsiert in dem
kleinen Dorfanger bei Dresden
wieder das Leben.



30
Stadt im Fluss:
Die Internationale Bau-
ausstellung und die Inter-
nationale Gartenschau
in Hamburg setzen in
Sachen Stadtentwicklung
neue Maßstäbe.



32
Begeisterung wecken:
Viele Fachwerkstädte in
Deutschland suchen
nach Lösungen gegen den
Leerstand in ihren
historischen Gebäuden.



34
Spiel mit mir!
Ob in New York, Sydney,
London oder München –
weltweit regen kunstvoll
dekorierte Pianos zum
Musizieren an öffentlichen
Plätzen an.



38
Wo Wohlstand wächst:
Die deutschen Städte sind der
Ort, an dem auch in Zukunft
Wohlstand wachsen kann, sagt
Dr. Eva Lohse, Oberbürger-
meisterin von Ludwigshafen.



3 Editorial

4 Stiftungsgremien

4 Impressum

14 + 36 Stadtnachrichten

24 Wohnen im Alter

28 Stadtfarben

VON RALF VON DER HEIDE

Jungbrunnen Stadt: Weniger, älter, bunter

Wie können Städte die demografischen Herausforderungen meistern und für alle Altersgruppen attraktiv bleiben? Auf dem Campus des Europäischen Energieforums (EUREF) in Berlin erörterten rund 550 führende Städte- und Gemeindevertreter aus ganz Europa Wege zu einer zukunftsfähigen Stadtentwicklung. Eingeladen zu diesem Ideenaustausch hatte die Stiftung „Lebendige Stadt“.



Rund 550 Teilnehmer aus ganz Europa tauschten kreative Ideen zur Stadtentwicklung in Zeiten demografischer Veränderungen aus.

Das Motto der 13. Stiftungskonferenz lautete: „Jungbrunnen Stadt: alt werden – alt sein – alt finden“. Unter den Teilnehmern waren Oberbürgermeister, Bürgermeister, Minister, Mitglieder des Deutschen Bundestages und vieler Länderparlamente, Mitglieder von Stadt- und Gemeinderäten sowie Baudirektoren, Bauräte und Dezernenten, Vorstände für junge und ältere Menschen die passenden Angebote zu haben – und wie sie bei aller Liebe zur Nostalgie Infrastruktur für morgen schaffen“,

„Wir wollen mit Ihnen erörtern, wie sich unsere Städte entwickeln müssen, um angesichts der demografischen Veränderungen gleichermaßen für junge und ältere Menschen die passenden Angebote zu haben – und wie sie bei aller Liebe zur Nostalgie Infrastruktur für morgen schaffen“,

sagte Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt“ zur Eröffnung der Städtekonferenz.

„Es ist gute Tradition, dass wir unsere Kongresse an besonderen Orten veranstalten“, betonte Dr. Andreas Mattner, Vorstandsvorsitzender der „Lebendigen Stadt“, der als Moderator durch das Kongressprogramm führte. Der Berliner EUREF-Campus, bekannt durch Günther Jauchs Politik-Talkshow im Gasometer, sei eine Modellstadt für morgen. Hier entstehe durch den engen Austausch zwischen Wissenschaft, Forschung und praxisnaher Anwendung eine einzigartige Erprobungsplattform, so Mattner.

Wohnungsneubau und Umbau des Bestandes mit dem Ziel, barrierearme

Wohnungen zu schaffen – darin sieht Ephraim Gothe, Staatssekretär in der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt, eine der großen Herausforderungen. Das Thema Mobilität und Barrierefreiheit werde immer bedeutender. „Wir wollen eine inklusive Großstadt werden“, sagte Gothe. Von der EU sei Berlin bereits mit dem „Access City Award 2013“ für Barrierefreiheit ausgezeichnet worden.

Auf Einfallsreichtum der Bürger setzen

„Setzen Sie auf den Einfallsreichtum Ihrer Bürger!“, appellierte die Journalistin Margaret Heckel in ihrem Impulsreferat zum Thema „alt werden“ an die Kongressteilnehmer. Es gehe darum, gute Nachbarschaften zu

schaffen, in denen sich Jung und Alt wohlfühlten. Bürgerallianzen – auch ungewöhnliche – seien dazu notwendig. Heckel hatte sich im Sommer 2011 auf eine „Demografie-Reise“ durch Deutschland begeben und die Ergebnisse dieser Tour in dem Buch „Midlife-Boomer: Warum es nie spannender war, älter zu werden“ veröffentlicht.

Patentrezepte für den Umgang mit den demografischen Herausforderungen gibt es nicht. Das zeigte das von Jenoptik-Chef Dr. Michael Mertin geleitete Gespräch mit Mülheims Oberbürgermeisterin Dagmar Mühlenfeld und ihrem Potsdamer Amtskollegen Jann Jakobs. Während in Mülheim an der Ruhr die Einwohnerzahl schrumpft und nur die Zahl der Hochaltrigen sehr schnell wächst, nimmt die Be-



Der SPD-Bundesvorsitzende Sigmar Gabriel lobte die Vorreiterrolle und Weitsicht der Stiftung „Lebendige Stadt“.

völkerung in Potsdam seit 1999 jährlich zu. Außerdem sei Potsdam die drittjüngste Landeshauptstadt in Deutschland, so Oberbürgermeister Jakobs. Ein Instrument, um dieses Wachstum nachhaltig zu gestalten, sei der in Potsdam eingeführte Demografie-Check, der vor allen politischen Entscheidungen die Auswirkungen auf den demografischen Wandel abschätze. Dieses System sei übertragbar – „jede Stadt muss aber ihre eigenen Kriterien entwickeln“, sagte Jakobs.

Mülheim, wo über die Hälfte der Stadtfläche aus Wäldern und Parks bestehe, sei als Wohnstandort sehr attraktiv, berichtete Oberbürgermeisterin Mühlenfeld. Mit Konzepten wie dem „100-Häuser-Programm“ (junge Familien bauen auf städtischen

Grundstücken preiswerte Eigenheime) oder der „Seniorenrechten Stadt“ versuche Mülheim, einen auf seine Rahmenbedingungen zugeschnittenen Weg zu gehen. Dabei könne man durchaus „Blaupause für andere Städte im Ruhrgebiet“ sein, sagte Mühlenfeld.

Der SPD-Bundesvorsitzende Sigmar Gabriel lobte die Vorreiterrolle und Weitsicht der Stiftung „Lebendige Stadt“: Sie sei zu einer Zeit gegründet worden, als über Stadtentwicklung noch nicht öffentlich diskutiert worden sei. Heute erlebe das Land eine Renaissance von Kommunalpolitik. Städte und Gemeinden seien Orte gesellschaftlicher Integration, so Gabriel. Die soziale Gesellschaft beginne in einer sozialen Stadt, die gerade auch für Menschen höheren Alters viele

Vorteile biete. Politisch gelte es, der strukturellen Überforderung der Kommunen entgegenzuwirken.

Jungbrunnen oder Seniorenstadt: Wie organisieren Städte ihren Alterungsprozess? Unter dieser Fragestellung diskutierten, moderiert von Margaret Heckel, Triers Oberbürgermeister Klaus Jensen, Salzgitters Oberbürgermeister Frank Klingebiel, Architekt Christoph Arnold und Dr. Benedikt Zacher, Gründer von „Pflege.de“ – ein Serviceportal, das Informationen zu den Themen Leben und Wohnen im Alter bietet. Soziale Integration und funktionierende Nachbarschaften mit gegenseitiger Hilfe seien für ältere Menschen von besonderer Bedeutung, so Zacher. In diese Richtung zielt auch das von Architekt Christoph Arnold initiierte und von

der Stiftung „Lebendige Stadt“ unterstützte Wohnprojekt „Nürnberger Weg“, das sich an Ältere und Allein-erziehende richtet. Ein zentraler Baustein bei dem Konzept sei die Vermittlung und Koordination von Dienstleistungen im Quartier, so Arnold.

Eine menschengerechte Stadt

„Wir sollten uns nicht allein auf eine Gruppe beschränken“, forderte Triers Oberbürgermeister Klaus Jensen. Es gehe um eine menschengerechte Stadt, in der sich alle wohlfühlen. Bei Wohnprojekten komme es auf die Mischung an – vom Baby bis zu 100-Jährigen, von der Ministerpräsidentin bis zum Hartz-IV-Empfänger sollten alle willkommen sein, sagte Jensen, der mit seiner Frau, der rhein-



Jenoptik-Chef Dr. Michael Mertin (Mitte) im Gespräch mit Mülheims Oberbürgermeisterin Dagmar Mühlenfeld und Potsdams Oberbürgermeister Jann Jakobs.



Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt“.



Dr. Andreas Mattner, Vorstandsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt“.



Podiumsdiskussion „Jungbrunnen oder Seniorenstadt“: (von links) Christoph Arnold (Architekt), Frank Klingebiel (Oberbürgermeister Salzgitter), Margaret Heckel (Journalistin), Klaus Jensen (Oberbürgermeister Trier) und Dr. Benedikt Zacher (Gründer Pflege.de).



Gespräch „Senioren und Junioren“: (von links) Prof. Dr. Ursula Lehr (Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen), Stefan Rottmann (Bürgermeister der Gemeinde Schonungen) und Verena Göppert (Beigeordnete für Arbeit, Gleichstellung und Soziales beim Deutschen Städtetag).

land-pfälzischen Ministerpräsidentin Malu Dreyer, selbst in einem Wohnprojekt für behinderte und nichtbehinderte Menschen lebt. Bei Themen wie Inklusion und Pflege dürften die Kommunen finanziell nicht alleingelassen werden, sagte Salzgitters Oberbürgermeister Frank Klingebiel. Bund und Länder müssten hier in die Verantwortung, forderte das Stadt-

Den zweiten Themenblock „alt sein“ eröffnete der Ökonom und Rentenexperte Prof. Dr. Bert Rürup, der in seinem Impulsreferat die Frage nachging, ob wir vor dem Bruch des Generationenvertrages stehen. Sichere Renten könne es nicht geben, sagte Rürup – denn Renten müssten in der Zukunft erwirtschaftet werden. Dennoch hält der ehemalige „Wirtschaftsweise“ die Herausforderungen für lösbar: Das Rentensystem sei für die nächsten 20 Jahre nachhaltig fi-

nanziert. Und auch die demografische Entwicklung werde sich entspannen. „Spätestens 2050 spielt die niedrige Geburtenrate keine Rolle mehr“, so Rürup. Um „erfolgreich zu altern“, müsse die Erwerbsquote steigen und das Bildungssystem effizienter werden.

Wie Städte in Zukunft die Pflege ihrer Bürger organisieren – darüber diskutierten Roland-Berger-Chef Prof. Dr. Burkhard Schwenker und der Vorstandsvorsitzende der AOK Rheinland/Hamburg, Günter Wältermann. Moderiert wurde das Gespräch von Dr. Reiner Klingholz, Direktor des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung. Ein wesentlicher Schlüssel zum Erfolg könne eine Plattform zum Erfahrungsaustausch sein, meinte Schwenker. Es müsse offen darüber diskutiert werden, was funktioniert und was nicht. Nach Auffassung von Günter Wältermann werde es in den

Städten leichter sein, die Pflegestrukturen aufrechtzuerhalten, als auf dem Land. Bei der Finanzierung werde aller Voraussicht nach „ein gehöriges Stück Eigenleistung“ erforderlich sein, so der AOK-Chef.

Pflegebedürftigkeit verhindern

Werden Senioren und Junioren bei der Bewältigung der gesellschaftlichen Veränderungen an einem Strang ziehen? Antworten auf diese Frage gaben die Vorsitzende der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen, Prof. Dr. Ursula Lehr, und der Bürgermeister der bayerischen Gemeinde Schonungen, Stefan Rottmann, der 2012 im Alter von 25 Jahren ins Amt gewählt wurde – als jüngster Bürgermeister Deutschlands. Geleitet wurde der „Generationengipfel“ von Verena Göppert, Beigeordnete für Arbeit, Gleichstellung und Soziales beim Deutschen Städtetag.

„Miteinander bringt mehr als Gegeneinander“, sagte die ehemalige Bundesfamilienministerin Ursula Lehr: „Wir brauchen generationenfreundliche Städte.“ Es müsse mehr dafür getan werden, die Pflegebedürftigkeit zu verhindern. Wichtig sei, „dass die Menschen gesund alt werden“, so Lehr. Auch für Bürgermeister Rottmann ist das Gleichgewicht der Generationen von großer Bedeutung. Allerdings werde es ohne die junge Generation schwer, die Infrastruktur im Ort zu erhalten. Deshalb müsse der Zuzug junger Menschen besonders gefördert werden. In Schonungen gebe es beispielsweise acht Kindergärten für 8.000 Einwohner, sagte Rottmann.

Ein wichtiges Ziel der Stiftung „Lebendige Stadt“ ist es, vorbildliche Projekte vorzustellen, die dazu beitragen, die Lebensqualität in den Städten nachhaltig zu verbessern. So



Musikalisches Intermezzo: Dr. Lothar de Maizière (2.v.r.) spielte gemeinsam mit Musikern der Komischen Oper Berlin den 1. Satz aus Mozarts „Kleiner Nachtmusik“.

Fotos: Norbert Weidmann / Bildschön

wurden zum Abschluss des Themenkomplexes „alt sein“ unter dem Motto „Was können wir lernen von...“ Best-Practice-Beispiele zum Miteinander der Generationen in einer alternden Gesellschaft präsentiert.

Den Anfang machte Kölns Oberbürgermeister Jürgen Roters, der das Projekt „Wohnen für Hilfe“ vorstellte, das 2010 von der Stiftung „Lebendige Stadt“ beim Wettbewerb „Seniorenfreundlichste Stadt“ eine Anerkennung erhalten hatte. Das Konzept basiert auf der Idee, Studenten und ältere Menschen zu einer Wohnpartnerschaft zusammenzuführen. Senioren stellen Studenten kostenlos Wohnraum zur Verfügung und erhalten dafür im Gegenzug Hilfe, zum Beispiel beim Putzen, Waschen oder Einkaufen. Pflegeleistungen seien ausgeschlossen, sagte Roters, nach dessen Worten das Programm zur Stärkung des Generationenaustausches beiträgt.

Jung kauft Alt

Als weiteres Best-Practice-Beispiel stellte Hiddenhausens Bürgermeister Ulrich Rolfsmeyer das Konzept „Jung kauft Alt“ vor, mit dem die ostwestfälische Gemeinde 2011 den Stiftungspreis als „Unverwechselbare Stadt“ gewann. In Hiddenhausen werden junge Menschen beim Kauf von Altbauten von der Gemeinde beraten und finanziell gefördert. Auf diese Weise sei es gelungen, die negative Wanderungsbewegung zu drehen – junge Familien siedelten sich in Hiddenhausen an, sagte Rolfsmeyer.

Von Quartieren, die auch im Alter ein Leben in Selbständigkeit ermöglichen, berichtete Lutz Basse, Vorstandsvorsitzender der Hamburger SAGA GWG. 300.000 Menschen wohnen nach Bases Angaben bei dem städtischen Wohnungsunter-

nehmen – 14 Prozent der Bewohner seien über 65 Jahre alt. Bezahlbarer Wohnraum und Pflege im Quartier seien besonders für viele ältere Menschen wichtige Themen. Ziel sei es, den sozialen Ausgleich in den Wohnquartieren zu sichern und die Balance zwischen wirtschaftlicher Leistung und gesellschaftlicher Verantwortung zu wahren, sagte Basse.

Über den demografischen Wandel in Japan berichtete Prof. Dr. Gabriele Vogt von der Universität Hamburg. Seit 2005 erlebe das asiatische Land einen rasanten Bevölkerungsrückgang. Gleichzeitig werde die Gesellschaft immer älter: 52 Prozent der Japaner seien über 60 Jahre alt. Als „aktive Alte“ helfen japanische Senioren – bezahlt oder unbezahlt – zum Beispiel bei Parkreinigungen oder Pflegediensten. Die Agilität fördere das gesunde Altern, so Vogt.

„Vergesst die Kultur nicht!“

Zum Abschluss des ersten Konferenztages stellte Dr. Lothar de Maizière, der erste demokratisch gewählte und zugleich letzte Ministerpräsident der DDR, den Kongressteilnehmern in seiner Hommage an einen besonderen Ort die Geschichte des Gasometers und des EUREF-Campus vor. Er appellierte an die Zuhörer, bei der Planung der altersgerechten Stadt die Kultur nicht zu vergessen. Dann spielte de Maizière, begleitet von Musikern der Komischen Oper in Berlin, den 1. Satz aus Mozarts „Kleiner Nachtmusik“.

Der zweite Konferenztage stand unter der Überschrift „alt finden“. Was macht eine alte Stadt jung? Weshalb sehnen sich viele Menschen nach Architektur und Städtebau aus vergangenen Zeiten? Wie passt das zur Nutzungs- und Infrastruktur von morgen? Diese und weitere Fragen bestimmten den abschließenden Themenblock des Kongresses.

Zum Auftakt widmete sich Hilmar von Lojewski vom Deutschen Städtetag in seinem Impulsreferat dem gefühlten Alter unserer Städte. Seiner Ansicht nach dürfen Städte nicht von Eventkultur abhängig sein. Vielmehr komme es auf Identifikation und gesellschaftliche Vielfalt an. Dabei spielten historische Bauten und das historische Erbe eine besondere Rolle. Auch vor Rekonstruktionen müsse man nicht zurückschrecken, sagte von Lojewski. Gut sei es, wenn sie eine angemessene Funktion hätten oder „einen Raum zurückgewinnen“.

Ein prominentes Beispiel für die Rekonstruktion von Stadthistorie ist das DomRömer-Projekt in Frankfurt



Der Ökonom und Rentenexperte Prof. Dr. Bert Rürup.



Günter Wältermann, Vorstandsvorsitzender der AOK Rheinland/Hamburg.



Lutz Basse, Vorstandsvorsitzender des Hamburger Wohnungsunternehmens SAGA GWG.



Roland-Berger-Chef Prof. Dr. Burkhard Schwenker (links) im Gespräch mit Dr. Reiner Klingholz, Direktor des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung.



Jürgen Roters, Oberbürgermeister von Köln.



Ulrich Rolfsmeyer, Bürgermeister Hiddenhausen.



Prof. Dr. Gabriele Vogt von der Universität Hamburg.



Podiumsdiskussion „Stadthistorie zwischen Identität und Disney“: (von links) Peter Pirck (Gesellschafter Brandmeyer Markenberatung), Ralf Claus (Oberbürgermeister Ingelheim am Rhein), Oda Scheibelhuber (Abteilungsleiterin beim Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung), Dr. Dieter Salomon (Oberbürgermeister Freiburg) und Dr. Marc Weinstock (Geschäftsführungssprecher DSK).

am Main. „Wir wollen das Bild der alten Stadt zurückgewinnen“ – das sei der hinter dem Projekt stehende Wunsch, sagte der Leiter des Frankfurter Stadtplanungsamtes Dieter von Lüpke. Dabei sei die „durchsanierte Altstadt“ das Leitbild – ohne den „Geruch von Armut“. Man verbinde sie vielmehr mit einer besonderen Art des Erlebens, so von Lüpke.

Wie sieht das Gesicht der Stadt von morgen aus? Über diese Frage diskutierten der ehemalige Präsident des Bundes Deutscher Architekten, Kaspar Kraemer, und der Essener Stadtdirektor und Planungsdezernent Hans-Jürgen Best. Moderiert wurde das Gespräch von Prof. Dr. Willi Alda, Kuratoriumsmitglied der Stiftung „Lebendige Stadt“ und Honorarprofessor an der Uni Stuttgart. Nach den

Zerstörungen des Krieges habe man in Deutschland die alte Stadt nicht mehr haben wollen, sagte Kraemer. Beim beschleunigten Wiederaufbau sei stattdessen „viele in sehr reduzierter“ Form entstanden. Heute gebe es bei vielen Menschen eine Sehnsucht, „identitätsstiftende Momente“ wiederzugewinnen, so Kraemer. Im Ruhrgebiet mit seiner 200 Jahre alten Industriegeschichte habe lange Zeit eine allgemeine Abrissmentalität geherrscht, berichtete Essens Stadtdirektor Best: „Klinkersteine standen für Ruß und Dreck.“ Das habe sich in den 1980er Jahren geändert: „Erinnerungsrelikte sollten erhalten bleiben.“ So sei die „Route der Industriekultur“ entstanden. Heute röchen die Steine nicht mehr nach dem, was einmal war, sondern erzeugten ein positives Image, so Best.

Motor für Bürgerengagement

Über den Stadtbau in Ostdeutschland berichtete Oda Scheibelhuber, Abteilungsleiterin beim Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung. Sie erinnerte an die Ausgangslage 1990 mit verfallenen Innenstädten und bewohnten Plattenbauten. Inzwischen seien die Stadtkerne wieder mit Leben gefüllt. Durch eine „Entwicklung von innen heraus“ habe vielerorts das historische Erbe gerettet werden können. Beispiele seien etwa die „Grüne Mitte“ im thüringischen Saalfeld oder die Altstadt von Gölitz. Der Stadtbau sei vielfach auch zum Motor für Bürgerengagement geworden, sagte Scheibelhuber.

„Der Mensch muss der zentrale Maßstab für die Zukunft der Städte sein“, forderte Lutz Lienenkämper, Parlamentarischer Geschäftsführer der CDU-Landtagsfraktion in Nordrhein-Westfalen. Während in den 1960er Jahren noch das Auto das Stadtbild bestimmte und für die autogerechte Stadt gesorgt habe, gehe der Trend nun zu einer menschengerechten Stadt. Als Beispiele nannte Lienenkämper den Abriss der innerstädtischen Hochstraße „Tausendfüßler“ in Düsseldorf oder den Rückbau des Parkplatzes „Siegplatte“ in Siegen.

Mit der „Stadt als Marke“ befasste sich Peter Pirck, Gesellschafter der Brandmeyer Markenberatung. Er empfahl den Städten, ihre Stärken zu kultivieren, um so die Außenwahrnehmung positiv zu beeinflussen. Eine



Zum Rahmenprogramm des Kongresses gehörte ein Quartiersfest auf dem EUREF-Campus, das die Bezirksbürgermeisterin von Berlin-Schöneberg, Angelika Schöttler (2.v.r.), gemeinsam mit Alexander Otto (l.) und EUREF-Vorstand Reinhard Müller eröffnete.

Marke sei etwas, was sich in den Köpfen der Menschen abspiele – ein „positives Vorurteil“, so Pirck. Marketing könne eine Stadt zwar nicht ändern, „aber es kann die richtigen Gegebenheiten ins Schaufenster stellen“.

Nicht im Museum leben

„Stadthistorie zwischen Identität und Disney“ – unter dieser Überschrift stand die von Oda Scheibelhuber geleitete Podiumsdiskussion mit Peter Pirck, Ralf Claus, Oberbürgermeister der Stadt Ingelheim am Rhein, Dr. Dieter Salomon, Oberbürgermeister der Stadt Freiburg im Breisgau, und Dr. Marc Weinstock, Geschäftsführungssprecher der DSK. In Ingelheim, das von der Stiftung 2011 als „Unverwechselbare Stadt“ ausgezeichnet worden ist, habe man die Kaiserpfalz

ohne Rekonstruktion und unter Bürgerbeteiligung ins Leben der Stadt integriert, berichtete Oberbürgermeister Claus. Es gehe darum, mit dem Denkmal zu leben, „aber nicht im Museum“. Es müsse nicht der originalgetreue Nachbau sein, bestätigte Markenexperte Pirck. Letztlich komme es auf die Resonanz an – Disney werde es, wenn es nur Fassaden ohne lebendige Strukturen gebe, so Pirck.

„Eine Stadt ist nie fertig“, sagte Freiburgs Oberbürgermeister Salomon. Nicht alles Alte sei auch schützenswert. Als Beispiel für eine gelungene Bürgerbeteiligung nannte Salomon die Umwandlung eines ehemaligen Kasernengeländes zum ökologischen Musterstadtteil Vauban in Freiburg. Mehr Pioniergeist wünschte sich Marc Weinstock von der DSK: „Bürger

erhalten immer gerne den Status quo.“ Allerdings sei es bei allen Projekten wichtig, „die Bürger mitzunehmen“. Wenn die Bevölkerung nicht mitziehe, komme es zum Stillstand, sagte Weinstock. Gefragt sei eine steuernde Kommune mit Bürgerbeteiligung und Baukultur mit Diskurs – so das Fazit von Gesprächsleiterin Oda Scheibelhuber.

Zum Abschluss der Berliner Städtekonferenz wagte Michael Frielinghaus, Präsident des Bundes Deutscher Architekten eine „Helikoptersicht auf deutsche Stadtentwicklung“. Stadt sei gebaute gesellschaftliche Haltung, sagte Frielinghaus, der zu mehr Mut bei der Stadtentwicklung aufrief. Entscheidend sei, dass städtische Räume wie die neue Frankfurter Altstadt oder das Stadtschloss in

Berlin als Orte der Begegnung wirkliche Lebensräume würden.

Zum Rahmenprogramm der Berliner Stiftungskonferenz gehörte ein Quartiersfest auf dem EUREF-Campus, das die Bezirksbürgermeisterin von Berlin-Schöneberg, Angelika Schöttler, gemeinsam mit Alexander Otto und EUREF-Vorstand Reinhard Müller eröffnete. Zu den ersten Gästen, die sich unter anderem auf einem historischen Kettenkarussell vergnügten, zählten die Schüler der Grundschule Teltow.

Weitere Informationen und Bilder zum Berliner Stiftungskongress „Jungbrunnen Stadt“ gibt es im Internet unter www.lebendige-stadt.de.



Prof. Dr. Willi Alda (Mitte) von der Uni Stuttgart im Gespräch mit Architekt Kaspar Kraemer (links) und Essens Stadtdirektor Hans-Jürgen Best.



Auch in den Pausen bot sich auf dem EUREF-Campus reichlich Gelegenheit zum Dialog.



Dieter von Lüpke, Leiter des Frankfurter Stadtplanungsamtes.



Hilmar von Lojewski, Beigeordneter des Dezernats Stadtentwicklung, Bauen, Wohnen und Verkehr beim Deutschen Städtetag.



Oda Scheibelhuber, Abteilungsleiterin beim Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung.



Peter Pirck, Gesellschafter der Brandmeyer Markenberatung.



Lutz Lienenkämper, Parlamentarischer Geschäftsführer der CDU-Landtagsfraktion in Nordrhein-Westfalen.



Michael Frielinghaus, Präsident des Bundes Deutscher Architekten.



Frühjahrstagung der Stiftung „Lebendige Stadt“ in Berlin: (von links) Prof. Dr. Fritz Schramma (OB a.D. Köln), Anika Kinder (Lebendige Stadt), Dr. Dieter Salomon (OB Freiburg), Matthias Kohlbecker (Architekt), Markus Ullbig (Innenminister Sachsen), Folkert Kiepe (Deutscher Städtetag a.D.), Dr. Michael Vesper (DOSB), Edwin Schwarz (Stadtrat a.D. Frankfurt), Jan Bettink (Vorstand Landesbank Berlin), Dr. Herlind Gundelach (Senatorin a.D. Hamburg), Heinz Buschkowsky (BM Berlin-Neukölln), Dr. Jürgen Bersuch (Werner Otto Stiftung), Bärbel Schomberg (Schomberg & Co.), Prof. Dr. Wolfgang Schuster (OB a.D. Stuttgart), Alexander Otto (Kuratoriumsvorsitzender Lebendige Stadt), Regula Lüscher, Torsten Albig (Ministerpräsident Schleswig-Holstein), Ingrid Mössinger (Kunstsammlungen Chemnitz), Michael Batz (Theatermacher und Szenograf), Helma Orosz (OB Dresden), Wolfgang Tiefensee (Bundesminister a.D.), Dr. Andreas Mattner (Vorstandsvorsitzender Lebendige Stadt), Aygül Özkan (Ministerin a.D. Niedersachsen), Prof. Christiane Thalgot (Stadtbaurätin i.R. München), Dr. Hanspeter Georgi (Minister a.D. Saarland), Gerhard Fuchs (Staatsrat a.D. Hamburg), Dr. Joachim Wieland (Aurelis Real Estate), Klaus-Peter Müller (Aufsichtsratsvorsitzender Commerzbank), Lutz Lienenkämper (Staatsminister a.D.), Dr. Roland Gerschermann (Geschäftsführer F.A.Z.), Prof. Dr. Willi Alda (Uni Stuttgart), Prof. Dr. Rainer P. Lademann (Lademann & Partner), Peter Harry Carstensen (Ministerpräsident a.D. Schleswig-Holstein), Prof. Dr. Harald Kächele (Bundesvorsitzender Deutsche Umwelthilfe), Prof. Dr. Dittmar Machule (Vorstand Lebendige Stadt), Rando Aust (Lebendige Stadt), Timur Öztürk (Lebendige Stadt).

Neue Touristenattraktion in Marseille: Das Museum der Zivilisationen Europas und des Mittelmeerraums (Mucem) wurde von Stararchitekt Rudy Ricciotti entworfen.



Stadtnachrichten

Stiftung „Lebendige Stadt“: Kongress 2014 in Essen

Auf ihrer diesjährigen Frühjahrstagung im Paul-Löbe-Haus des Deutschen Bundestages in Berlin haben der Vorstand, das Kuratorium und der Stiftungsrat der „Lebendigen Stadt“ am 11. April über neue Förderprojekte und den Stiftungskongress 2014 beraten. Der Kongress, der unter dem Leitthema „Die intelligente Stadt“ stehen soll, wird vom 17. bis 19. September 2014 im ThyssenKrupp Headquarter in Essen stattfinden. Immer mehr Menschen leben in Städten – inzwischen über die Hälfte der Weltbevölkerung, Tendenz deutlich steigend. Die Infrastruktur steht damit vor besonderen Herausforderungen: Die Städte benötigen intelligente Strukturen, um Mobilität und Energieversorgung mit Blick auf Lebensqualität und Klimaschutz effizient und innovativ zu gestalten. Weitere Infos zum Kongress 2014 gibt es in Kürze unter www.lebendige-stadt.de.

Bundesverdienstkreuz für Peter Harry Carstensen

Der frühere schleswig-holsteinische Ministerpräsident Peter Harry Carstensen, der auch Mitglied im Vor-

stand der Stiftung „Lebendige Stadt“ ist, ist mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Der Politiker sei in der Zeit als Regierungschef „das Gesicht seines Landes“ gewesen, sagte Bundespräsident Joachim Gauck bei der Verleihung des Verdienstordens im Schloss Bellevue in Berlin. Carstensen's Regierungszeit sei unter anderem durch den Erfolg einer Mittelstandsoffensive geprägt gewesen, erklärte der Bundespräsident. Die von Carstensen geführte Landesregierung habe auch die Besuchsquote der Kindertagesstätten gesteigert, in den Schulen den Betreuungsschlüssel zwischen Lehrern und Schülern verbessert und den Anteil von Schülern ohne Schulabschluss verringert. Carstensen war von 2005 bis 2012 Ministerpräsident. Eine weitere Auszeichnung erhielt Carstensen von der CDU in Schleswig-Holstein, die ihn zu ihrem Ehrenvorsitzenden wählte.

Auf der Suche nach Stadtidentität

„Stadtidentität der Zukunft. Wie uns Städte glücklich machen“ – unter diesem Titel haben die Herausgeber Maria Luise Hilber und Götz Datko

Aufsätze verschiedener Autoren zusammengestellt, die sich mit Aspekten wie ästhetischer Nachhaltigkeit, Suburbanisierung, Stadtmarken und öffentlich-privaten Partnerschaften befassen. Sie zeigen auf, welche Bedeutung die Stadtidentität in unterschiedlichen Fachdisziplinen hat, wie sie genutzt und vor allem, wie sie für unsere lebendige Zukunft weiterentwickelt werden kann. Erschienen ist das Buch im Jovis Verlag.

55. Kunst-Biennale in Venedig

Ein zentrales Thema der 55. Kunst-Biennale in Venedig ist in diesem Jahr die Welt des Künstlers. Im Mittelpunkt stehe die Beziehung der Künstler untereinander und zum Betrachter, wie der Kurator Massimiliano Gioni sagte. Bis zum 24. November können Kunstinteressierte auf dem Veranstaltungsgelände Beiträge aus 88 Ländern besichtigen – zehn davon sind zum ersten Mal in der Lagunenstadt dabei, darunter auch der Vatikan. Der deutsche Beitrag, zu dem unter anderem eine „Skulpturale Installation“ des chinesischen Künstlers Ai Weiwei zählt, ist von der Direktorin des Frankfurter Museums für Mo-

derne Kunst, Susanne Gaensheimer, zusammengestellt worden. Die Biennale-Veranstalter rechnen bis November mit insgesamt etwa einer halben Million Besucher aus aller Welt. Die Kunst-Biennale findet seit 1893 im Zweijahresrhythmus statt und ist das älteste und bedeutendste Forum für zeitgenössische Kunst.

Marseille eröffnet neues Museum

Das südfranzösische Marseille hat eine neue Touristenattraktion: Anfang Juni eröffnete das neue Museum der Zivilisationen Europas und des Mittelmeerraums, kurz Mucem genannt. Der von Stararchitekt Rudy Ricciotti entworfene 190-Millionen-

Euro-Bau am Hafen erinnert an einen an den Strand geworfenen Rieswürfel und soll Marseille mit der „Strahlkraft der Kultur“ zu einem Anziehungspunkt am Mittelmeer machen. Marseille blickt als älteste Stadt Frankreichs auf eine über 2.600-jährige Stadtgeschichte zurück und ist in diesem Jahr gemeinsam

mit Košice in der Slowakei Kulturhauptstadt Europas.

Ausstellung zur deutsch-französischen Architektur

Was sagt Architektur über die nationale Identität aus? Mit dieser Frage befasst sich das Museum für moderne und zeitgenössische Kunst in Straßburg. In Zusammenarbeit mit dem Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main versucht die Ausstellung „Interferenzen / Interférences. Architektur. Deutschland – Frankreich, 1800–2000“, die wechselvolle deutsch-französische Geschichte anhand von Bauwerken zu dokumentieren. Sie zeigt, wie sehr sich Deutschland und Frankreich gegenseitig in Gebäude- und Stadtplanung beeinflusst haben. Die Ausstellung wird noch bis zum 21. Juli 2013 in Straßburg gezeigt. Danach ist sie vom 28. September 2013 bis 13. Januar 2014 im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main zu sehen.



Bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes: Schleswig-Holsteins ehemaliger Ministerpräsident Peter Harry Carstensen (l.) und Bundespräsident Joachim Gauck.



Fotos: Lisa Ricciotti / SLS / adp images (Maja Hiti) / apa (Felix Hörhager)

Kunst-Biennale in Venedig: der deutsche Beitrag des chinesischen Künstlers Ai Weiwei mit dem Titel „Bang“.



Der Stiftungspreis 2013 für das schönste Stadtfest geht nach Karlsruhe: (von links) Dr. Andreas Mattner (Vorstandsvorsitzender „Lebendige Stadt“), Dr. Simone Sudmann (Leiterin PR Stadtmarketing Karlsruhe), Gesa Mueller von der Haegen (Künstlerische Leitung Stadtjubiläum 2015), Alexander Otto (Kuratoriumsvorsitzender „Lebendige Stadt“), Norbert Käthler (Geschäftsführer Stadtmarketing Karlsruhe) und Prof. Dr. Dittmar Machule (Vorstand „Lebendige Stadt“).

VON RANDO AUST

Stiftungspreis 2013: Karlsruhe feiert schönstes Stadtfest

Das ist Rekord: 631 Städte aus dem In- und Ausland haben sich in diesem Jahr um den Stiftungspreis der „Lebendigen Stadt“ beworben. Gesucht wurde das schönste Stadtfest. Die Fachjury kürte Karlsruhe zum Gewinner des mit 20.000 Euro dotierten Preises. Auszeichnungen gingen nach Budapest, Neustadt in Holstein, Nürnberg und an den Berliner Bezirk Treptow-Köpenick. Weitere 14 Städte erhielten Anerkennungen.

Die Bürger seien sehr stolz auf ihre Feste, sagte Alexander Otto, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Lebendige Stadt“, bei der Preisverleihung am 11. Juni 2013 vor mehr als 600 Gästen am ehemaligen Flughafen Tempelhof in Berlin. Aus diesem Grund hätten sich in diesem Jahr auch so viele Städte und Gemeinden von dem Stiftungsthemema angesprochen gefühlt. Die Bewerbungen dokumentieren nach Ottos Worten ein breites bürgerschaftliches Engagement. „Neben Städten und Gemeinden haben sich auch viele gemeinnützige Vereine be-

worben. Mit ihrer ehrenamtlichen Arbeit tragen die Bürgerinnen und Bürger zu Gemeinsinn und Lebendigkeit in ihrer Heimat bei. Und natürlich verknüpfen wir bei der „Lebendigen Stadt“ damit den Wunsch, dass dieses Engagement Nachahmung findet“, sagte Alexander Otto.

Preiswürdig waren Feste, die zur Identitätsbildung beitragen und die Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt, ihrem Stadtteil oder ihrem Quartier erhöhen. Die Menschen sollten sich aktiv an den Stadtfesten beteiligen, Gestaltungsideen einbringen und bei

der Umsetzung helfen. Das Stadtfest sollte besonders kreativ sein und von der breiten Bevölkerung getragen werden. Gefördert wurde der Stiftungspreis von der Deutschen Bahn.

Aufgrund der Vielzahl guter Konzepte entschied die Jury unter Vorsitz des Architekten Kaspar Kraemer, neben dem Gewinner Karlsruhe und den vier Auszeichnungen zusätzlich 14 Anerkennungen zu vergeben. Diese gingen an: Demmin (Peenefest), Elmshorn (Nachhaltica), Esslingen am Neckar (Kulturfest Stadt im Fluss), Großenhain/Sachsen (Erlebnisfest der Sinne),

Haselünne/Niedersachsen (Historischer Korn- und Hansemarkt), Hitzacker/Elbe (Japanisches Lampionfest), Kecskemét/Ungarn (Internationales Kinder- und Jugendtreffen Europas Zukunft), Mindelheim/Bayern (Frundsbergfest), Mülheim a. d. R. (Stadtfest in Realversion), Norderstedt (Autofreies Straßenfest), Osnabrück (Fest der Kulturen), Wittenberg/Sachsen-Anhalt (Luthers Hochzeit), Witzhausen/Hessen (Treppen Keller Hinterhöfe) und Rzeszów/Polen (Urban Space Festival). Alle 631 Bewerbungen zeigen: Stadtfeste sind sehr vielfältig und haben unterschiedlichste



Spektakulärer Ort für die Verleihung des Stiftungspreises 2013 war die Haupthalle des ehemaligen Flughafens Tempelhof in Berlin.



Mehr als 600 Gäste verfolgten die Auszeichnungszereemonie.



Auf dem Rollfeld des Flughafens Tempelhof präsentierte das Ensemble des Stage-Theaters am Potsdamer Platz Kostproben aus dem Udo-Lindenbergs-Musical „Hinterm Horizont“.



Kuratoriumsvorsitzender Alexander Otto (l.) und sein Stellvertreter, der ehemalige Bundesminister Wolfgang Tiefensee.



Auf dem Rollfeld des Flughafens Tempelhof präsentierte das Ensemble des Stage-Theaters am Potsdamer Platz Kostproben aus dem Udo-Lindenbergs-Musical „Hinterm Horizont“.

Anlässe und Ursprünge. Doch im Kern haben sie viel gemeinsam. Zum einen fördern Stadtfeste den Gemeinsinn. Sie sind Treffpunkt für Jung und Alt, unterschiedliche Kulturen und Religionen. Hier finden ein reges Miteinander und ein lebendiger Austausch statt. Vielerorts freut man sich das ganze Jahr auf dieses Ereignis. Zum anderen stiften Stadtfeste Identität. Viele Feste werden von den Bürgern initiiert, Traditionen werden hochgehalten, Bräuche gepflegt und an historische Ereignisse der Stadt erinnert. Und manchmal braucht es auch gar keinen Anlass, um zu feiern.

Laudatoren bei der feierlichen Preisverleihung in Berlin waren der Bezirksbürgermeister von Berlin-Neukölln, Heinz Buschkowsky, der Stif-

tungsratsvorsitzende der „Lebendigen Stadt“ und ehemalige saarländische Wirtschaftsminister, Dr. Hanspeter Georgi, TLG-Geschäftsführer Niclas Karoff, Stiftungsvorstand Prof. Dr. Dittmar Machule sowie Bernd Wölfel, Leiter von DB Regio Bus Südost und Nordost.

Stiftungspreis für die Stadt Karlsruhe

Stiftungspreissieger ist die Stadt Karlsruhe mit dem Stadtgeburtstag. Seit 2001 feiern rund 200.000 Menschen aus Karlsruhe und Umgebung alle zwei Jahre drei Tage lang den Geburtstag der Stadt. Dabei wird immer eine Besonderheit Karlsruhes zum Leitmotiv des Festes erklärt, um so die Stärken Karlsruhes in den Mittelpunkt stellen. Ausgerichtet wird das Fest

vom Stadtmarketing Karlsruhe. 2011 lautete das Motto des Stadtgeburtstags „Karlsruhe nimmt Fahrt auf“. „Mobilität“ stand dabei im Mittelpunkt. Verbunden war damit eine Neupositionierung Karlsruhes als innovative Stadt. Integriert wurden Veranstaltungsformate wie ein Bewegungsparcours durch Sportvereine, ein „junges Forscherfest“ von Schülern mit Experimentier-Workshops, ein ökumenischer „Walking-Gottesdienst“, philosophische Spaziergänge und fahrende Lichtinstallationen. Für das Stadtfest wurde ein eigenes Nachhaltigkeitskonzept erarbeitet.

Die Bürger der Stadt sind sowohl in die Planungen als auch in die Umsetzung eingebunden. Die entsprechenden Workshops beginnen bereits ein-

einhalb Jahre vor der Veranstaltung. Somit trägt der Karlsruher Stadtgeburtstag zur Stärkung der Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt sowie zur Integration der verschiedenen Bevölkerungsgruppen bei. Über die Festaktivitäten werden Themen und Inhalte mit Stadtbezug transportiert. So gelingt es, die Stärken der Stadt zur Geltung zu bringen.

Auszeichnung: Bezirk Treptow-Köpenick von Berlin

In Rahmen des kommunalen Projekts „KAI AK – Kunst + Architektur in Alt Köpenick“ haben internationale Künstler und Architekten fünf Brachflächen in der Altstadt von Köpenick kreativ gestaltet. Das ansässige Schlossplatztheater nutzte die entstandenen temporären Stadtkunstprojekte als neue



Fotos: SLS / Norbert Weidemann / Stadtmarketing Karlsruhe

Die Stiftungspreisjury tagte in Köln: (von links) Dr. Michael Bigdon (Dezernatsleiter Bezirksamt Hamburg-Nord), Hans-Josef Vogel (Bürgermeister Arnsberg), Fritz Schramma (Oberbürgermeister a.D. Köln, Vorstand „Lebendige Stadt“), Dr. Marc Weinstock (Geschäftsführungssprecher DSK), Dr. Joachim Wüst (Vizepräsident Festkomitee Kölner Karneval), Dirk Marx (Schausteller), Erdtrud Mühlens (Geschäftsführerin AMG Hamburg), Reinhard Müller (Vorstand EUREF AG), Prof. Dr. Dittmar Machule (Vorstand „Lebendige Stadt“), Dr. Heike Kaster-Meurer (Oberbürgermeisterin Bad Kreuznach), Hermann Henkel (HPP Architekten), Kaspar Kraemer (Juryvorsitzender), Timo Munzinger (Deutscher Städtetag), Dr. Herbert Schmalstieg (Oberbürgermeister a.D. Hannover), Lars Klatte (RKW Architektur + Städtebau), Frank Hackelberg (Hauptgeschäftsführer Deutscher Schaustellerbund), Peter Harry Carstensen (Ministerpräsident a.D., Vorstand „Lebendige Stadt“), Dr. Georg Allendorf (RREEF Investment), Anika Kinder („Lebendige Stadt“) und Rando Aust (Vorstandsbevollmächtigter „Lebendige Stadt“).

Spiel- und Handlungsräume. Außerdem entstand eine Kooperation zwischen dem Bezirksamt Treptow-Köpenick und dem Schlossplatztheater. Für die Stadtkunstprojekte entwickelte das Theater ein passendes Veranstaltungskonzept, in das Anwohner, Eigentümer und Gewerbetreibende von Beginn an einbezogen wurden. 2013 findet das Fest bereits zum fünften Mal statt. Die Besucher schätzen die lebendige und aufgeschlossene Atmosphäre. Für einen Tag werden die öffentlichen Orte durch Kunst, Literatur, Musik und Theater zur Bühne.

Auszeichnung: Budapest
Besonders erfreulich war der mit über 50 Bewerbungen hohe Zuspruch aus dem Ausland. Als ausländische Stadt wurde Budapest ausgezeichnet. Die Ungarische Zentrale für Zeitgenössische Architektur hat 2011 anlässlich des hundertjährigen Jubiläums des Goldberger Hauses das Programm „Budapest100“ ins Leben gerufen. Es

handelt sich um ein jährliches Festwochenende, das den Besuch von in dem jeweiligen Jahr 100 Jahre alt gewordenen Häusern ermöglicht.

Das Fest belebt historische Orte im gesamten Stadtgebiet, zeigt ihre Bedeutung für die Anwohner und unterstreicht die architektonische Vielfalt Budapests. Ehrenamtliche Organisatoren forschen in den Stadtarchiven, welche Gebäude ihren 100. Geburtstag feiern, darunter Wohnhäuser, Theater, Fabriken und Schulen. 2012 konnten bereits 60 Gebäude am Festwochenende geöffnet werden und 2013 verzeichnete man rund 18.000 Besucher. Das von den Anwohnern liebevoll organisierte Programm besticht durch seine Vielfalt und Kreativität.

Auszeichnung: Neustadt in Holstein
In den Nachkriegsjahren wurde die Kultur in Neustadt durch den Zuzug

von Flüchtlingen aus dem Ostseeraum vielfältiger. Das war 1951 Anlass für die erste „Deutsche Trachtenwoche“ – das heutige Europäische Folklore Festival. Das zehntägige Fest zählt heute etwa 50.000 Besucher und findet auf dem historischen Marktplatz statt, der dann zum „Europäischen Markt“ und „Tanzparkett“ wird. Veranstalter ist der ebenfalls 1951 gegründete „Verein Europäischer Trachtenwoche an der Ostsee e.V.“. Der Verein lädt alle drei Jahre nationale und internationale Folkloregruppen ein, die im eigenen Land eine hohe Anerkennung genießen. Die rund 400 Tänzerinnen und Tänzer werden durch den Verein für die Zeit des Festes bei Privatfamilien untergebracht. Darüber hinaus findet auch außerhalb der Festaktivitäten ein interkultureller Austausch statt. Als Würdigung ihrer Bemühungen um den interkulturellen Austausch wurde der Stadt Neustadt 1969 vom Europarat der Titel „Europastadt“ verliehen.

Auszeichnung: Nürnberg
Eine Auszeichnung erhielt die Stadt Nürnberg für die Volksfeste, die der Süddeutsche Verband reisender Schausteller und Handelsleute veranstaltet. Bereits 1826 wurde das Volksfest zu Ehren des Geburtstags von König Ludwig I. von Bayern ausgerichtet. Seit 1953 findet das Volksfest zweimal im Jahr auf dem Festplatz am Dutzendteich statt: als Frühlings- und als Herbstvolksfest. Mit bis zu zwei Millionen Besuchern sind die Nürnberger Volksfeste das zweitgrößte Volksfest in Bayern. Nach einem deutlichen Besucher-rückgang wurde das Fest neu ausgerichtet: Durch eine Mischung aus modernen Fahrgeschäften und traditionellen Elementen wie beispielsweise einem Zunftbaum, Trachtentag und dem „Nostalgiepark“ sowie mit einem innovativem Rahmenprogramm nehmen die Nürnberger Volksfeste heute eine Vorreiterrolle unter den deutschen Volksfesten ein.



Große Bühne für die Gewinner: (von links) Judit Schanz (Ungarische Zentrale für Zeitgenössische Architektur), Barbara Lauterbach (Marketingreferentin Süddeutscher Schaustellerverband), Lorenz Kalb (1. Vorsitzender Süddeutscher Schaustellerverband), Christine Schübler (Leiterin des Bürgermeistersamtes Nürnberg), Rudi Bergmann (2. Vorsitzender Süddeutscher Schaustellerverband), Barbara Helbach (Geschäftsführerin 28. Europäisches Folklore Festival), Heinrich Evers (Kuratoriumsvorsitzender 28. Europäisches Folklore Festival), Sabine Tillack (Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin), Birgit Grimm (Künstlerische Leitung und Geschäftsführung Schlossplatztheater), Gesa Mueller von der Haegen (Künstlerische Leitung Stadtjubiläum 2015 Karlsruhe), Dr. Simone Sudmann (Leiterin PR Stadtmarketing Karlsruhe), Alexander Otto (Kuratoriumsvorsitzender „Lebendige Stadt“) und Norbert Kätbler (Geschäftsführer Stadtmarketing Karlsruhe).



2011 stand beim Karlsruher Stadtfest das Thema „Mobilität“ im Mittelpunkt.



Das Stadtfest trägt zur Integration der verschiedenen Bevölkerungsgruppen bei.



Aufgrund der Vielzahl guter Konzepte sprach die Jury zusätzlich 14 Anerkennungen aus.



Alle 631 Bewerbungen zeigen: Stadtfeste sind sehr vielfältig und haben unterschiedlichste Anlässe und Ursprünge.

Lothar de Maizière macht auch heute noch gerne Musik.

Fotos: clip images (Avel Schmitt) / Boris Trenkel



„Politik war nicht mein Lebensplan“

Lothar de Maizière war erst Musiker, dann Anwalt und schließlich der erste demokratisch gewählte und gleichzeitig letzte Ministerpräsident der DDR. Das Journal „Lebendige Stadt“ sprach mit dem 73-Jährigen über sein politisches und gesellschaftliches Engagement, die Aufgaben der Kirche und seine Lieblingsplätze in Berlin.

„Lebendige Stadt“: Herr de Maizière, als letzter Ministerpräsident der DDR haben Sie die deutsche Einheit mitgestaltet. Hat sich das vereinte Deutschland so entwickelt, wie Sie es sich vorgestellt haben?

Lothar de Maizière: Wer heute durch Ostdeutschland fährt und die blühenden Landschaften nicht sieht, ist entweder blind oder böswillig. Es hat nur länger gedauert und vielleicht auch mehr gekostet – aber dafür haben wir in Ostdeutschland jetzt die modernste Infrastruktur Europas. Wir haben keinen einzigen analogen Telefonanschluss mehr, die Bahnanlagen sind modernisiert, und auch die Umweltbedingungen haben sich wesentlich verbessert. Heute haben die Menschen im Vergleich zu DDR-Zeiten eine um fast zehn Jahre höhere Lebenserwartung. Die Flüsse sind so sauber, dass man die Fische wieder essen kann. Also, alles in allem hat es sich positiv entwickelt. Allerdings habe ich nicht erwartet, dass das mentale Zusammenwachsen so schwierig werden würde.

Woran hat das Ihrer Meinung nach gelegen?

Da haben wahrscheinlich vierzig Jahre System mit bevormundendem

Staat die Menschen mehr geprägt, als wir gedacht haben. Für die Bürger im Westen hat sich ja nicht viel geändert, doch für die Ostdeutschen war es, als wären sie ausgewandert, ohne dabei ihr Land verlassen zu haben. Es war nichts mehr, wie sie es gewohnt waren. Das betraf das politische und ökonomische System genauso wie das Rechts- und Bildungssystem. Alles, was man an Lebenserfahrung hatte, war nicht mehr zu gebrauchen. Aber das betrifft jetzt nur noch meine Generation und vielleicht noch die nächste. Schon für meine Kinder und vor allem für meine Enkel ist das kein Thema mehr.

Ihre stellvertretende Regierungssprecherin war Angela Merkel. Hätten Sie damals gedacht, dass sie einmal Bundeskanzlerin wird?

Ich habe damals ihre weit überdurchschnittliche Intelligenz durchaus erkannt – auch ihre Fähigkeit in der formalen Logik. Da ist sie nicht zu schlagen. Allerdings habe ich ihr das Durchsetzungsvermögen nicht zuge-
traut. Ich entsinne mich an ein Gespräch mit Helmut Kohl nach der ersten gesamtdeutschen Wahl. Da sagte Kohl, er wolle ein weiches Ressort mit einer ostdeutschen Frau besetzen und er dächte an Frau XY. Da habe

ich gesagt: Nehmen sie doch lieber Frau Dr. Merkel, die ist gescheiter. Ich glaube, ich habe Recht behalten.

Thomas de Maizière, der heutige Verteidigungsminister, stieß 1990 aus West-Berlin als Berater zu Ihrem Team. Wie kam es dazu?

Erst einmal, Thomas ist mein Cousin, und wir hatten auch schon vor dem Fall der Mauer Kontakt. Er war in West-Berlin zunächst Redenschreiber bei Richard von Weizsäcker gewesen und dann Pressesprecher der CDU. Und nachdem die CDU Anfang 1989 die Wahlen in West-Berlin verloren hatte, war Thomas nicht mehr so ausgelastet. Er ist ein blendender Jurist und ich habe ihm gesagt: Ich weiß, wo wir herkommen, und du weißt, wo wir hinmüssen. Das müssen wir zusammenbringen. Also haben wir ein halbes Jahr lang echte Vetterwirtschaft gemacht.

1991 haben Sie sich aus der Politik zurückgezogen. Ist Ihnen das schwergefallen?

Im Gegenteil. Politik war ja im Grunde genommen nicht mein Lebensplan. Ich habe mich in die Pflicht nehmen lassen, weil es die Situation erforderte, wollte aber nie finanziell

von der Politik abhängig sein. Ich bin mein Leben lang – bis auf die ersten paar Jahre, in denen ich Orchestermusiker war – immer Freiberufler gewesen. Und eigentlich bin ich auch kein besonders guter Teamplayer.

Was war denn Ihr ursprünglicher Lebensplan?

Ich sage immer: Mein beruflicher Werdegang war ein einziger Abstieg – vom Musiker zum Anwalt und dann zum Politiker. Ich habe Musik studiert und war in verschiedenen Orchestern, auch am Rundfunksinfonieorchester. Als ich dann eine chronische Nervenentzündung im linken Arm bekam, sagte ein Arbeitsmediziner zu mir: „Der Arm hält noch fünf, vielleicht auch noch zehn Jahre – bis zur Rente hält er nie. Machen Sie was anderes, bevor ihnen der Kalk aus den Hosenbeinen rieselt.“ Daraufhin habe ich im Fernstudium Jura studiert.

Wieso Jura?

Ach, das ist ganz einfach. Meine Mutter war ausgebildete Pianistin, mein Vater Rechtsanwalt. Ich kannte den Beruf also und dachte, das könnte eine Lebensaufgabe sein. Und es war ja auch nicht verkehrt. Ich mache auch heute noch gerne Musik – nur

Vita:

Dr. h.c. Lothar de Maizière wurde am 2. März 1940 in Nordhausen (Thüringen) geboren. Nach dem Abitur 1958 studierte er von 1959 bis 1965 Viola an der Musikhochschule „Hanns Eisler“ in Berlin und war bis 1975 in verschiedenen Theater- und Kulturorchestern tätig, u. a. im Berliner Rundfunk-Sinfonieorchester. Von 1969 bis 1975 absolvierte de Maizière ein juristisches Fernstudium an der Humboldt-Universität zu Berlin. Anschließend arbeitete er als Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Steuer- und Wirtschaftsrecht. Ab 1985 war Lothar de Maizière Mitglied der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen der DDR und fungierte dort von 1986 bis 1990 als einer der beiden Vizepräsidenten. Im November 1989 wurde de Maizière zum Vorsitzenden der CDU der DDR gewählt und wurde Mitglied des Modrow-Kabinetts. Vom 12. April bis 2. Oktober 1990 war er der erste demokratisch gewählte und zugleich letzte Ministerpräsident der DDR. Vom 3. Oktober bis 19. Dezember 1990 war er Bundesminister für besondere Aufgaben. Im Oktober 1991 schied de Maizière aus dem Deutschen Bundestag aus. Seither arbeitet er als Rechtsanwalt in Berlin, ist Vorsitzender der Stiftung Denkmalschutz Berlin und seit 2005 Vorsitzender des deutschen Lenkungsausschusses des Petersburger Dialogs.

eben keine fünfeinhalb Stunden am Stück.

Als Anwalt haben Sie vor allem diejenigen verteidigt, die mit dem Staat in Konflikt gerieten?

Ja, das kam durch meine Aktivitäten in der evangelischen Kirche. Es gab den Bund der Evangelischen Kirchen der DDR. Dieser Bund hatte ein Parlament, die Synode – dort war ich Vizepräsident. Die Synode hat zu allen gesellschaftlichen Fragen Stellung genommen. Da es keine Öffentlichkeit in der DDR gab, begriffen wir uns als eine Art Ersatzöffentlichkeit. Wir haben die Dinge benannt, die die Menschen bewegten. Sehr zum Ärger des Staates natürlich. Wir hatten eine enorme Aufmerksamkeit. Das hat vielleicht auch dazu geführt, dass die Kirche nachher in der unmittelbaren Wendezeit eine große Rolle gespielt hat. Dass alles friedlich abgelaufen ist, verdanken wir auch den Kirchen.

Seit sieben Jahren leiten Sie das deutsch-russische Gesprächsforum, den „Petersburger Dialog“. Worum geht es dort?

Zunächst: Es gibt einen deutschen und einen russischen Lenkungsausschuss. Ich bin der Vorsitzende des



Das Interview mit Lothar de Maizière führte Ralf von der Heide, Chefredakteur des Journals „Lebendige Stadt“.

deutschen Lenkungsausschusses, und Michail Gorbatschow war bis vor zwei Jahren der Vorsitzende des russischen Lenkungsausschusses – jetzt ist es Wiktor Subkow, der langjährige russische Vize-Premierminister. Ziel des Petersburger Dialogs ist es, die Verständigung zwischen den Zivilgesellschaften Deutschlands und Russlands zu fördern. Es gibt acht Arbeitsgruppen: Politik, Medien, Zivilgesellschaft, Wissenschaft, Bildung, Jugend, Kunst und Kultur – und auf mein Betreiben seit einigen Jahren auch Kirchen. Ich bin der Meinung, dass Kirchen nicht dazu da sind, ihre konfessionellen Unterschiede zu beleuchten, sondern darüber nachdenken sollten, was Kirche heute in die Gesellschaft hinein zu sagen hat. In der orthodoxen Kirche erleben wir eine erstaunliche Wendung hin zu sozialen Themen. Dabei orientiert man sich stark an dem, was die mitteleuropäischen Kirchen mit Diakonie oder Caritas vorleben. Der Petersburger Dialog versucht aber auch, gemeinsames Unterrichtsmaterial zu erstellen. Ein sehr ehrgeiziges Projekt, das wir gerade begonnen haben, ist ein deutsch-russisches Geschichtsbuch, das sowohl in Deutschland als auch in Russland Lehrbuch sein könnte.

Sie engagieren sich auch für den Denkmalschutz in Berlin.

Ja, die Eheleute Maria und Reinhard Müller haben 1999 die Stiftung Denkmalschutz in Berlin ins Leben gerufen, für die ich als Vorstandsvorsitzender tätig bin. Es geht darum, ein Bewusstsein für den Denkmalschutz zu schaffen – dass Baudenkmale das Gedächtnis einer Stadt sind. Daher haben wir zu jedem Denkmal, das wir restauriert haben, Informationsbroschüren herausgegeben, die wir auch an die Schulen geben. Gerade mit unserem Engagement für das Brandenburger Tor, das sowohl den West-Berlinern als auch den Ost-Berlinern gehörte, haben wir das Zusammenwachsen in dieser Stadt mit befördert.

Wie finanziert die Stiftung ihre Projekte?

Wir haben uns im Wesentlichen durch Werbung im öffentlichen Raum finanziert. Beim Brandenburger Tor gab es großformatige Plänen mit wechselnden Motiven. Die Berliner waren immer gespannt, was als nächstes kommt. Einmal konnte man beispielsweise auf der einen Seite des Brandenburger Tors ein Motiv von Moskau sehen und auf der anderen Seite eines von Paris. Oder während der Fußball-Weltmeisterschaft: Da waren riesige Fußballerbeine an den Säulen. Jetzt ist diese Finanzierungsquelle im Wesentlichen abgeschnitten, weil die Stadtbezirke diese Werbung im öffentlichen Raum nicht mehr wollen. Das bedeutet, dass wir im Moment nur auf kleiner Flamme kochen. Aber immerhin haben wir im Laufe der Jahre viel saniert und restauriert: neben dem Brandenburger Tor auch das Alte Palais Unter den Linden, das Charlottenburger Tor, Kandelaber am Charlottenburger Tor sowie kleinere Projekte wie die Waldkapelle Hessenwinkel oder das Strandbad Wannsee.

Wie beurteilen Sie die Entwicklung in den ostdeutschen Städten?

Dort sehe ich die demografischen Herausforderungen als das Hauptproblem. Eine Stadt wie Hoyerswerda hatte vor der Wende 73.000 Einwohner, jetzt sind es noch 42.000. Das wirft natürlich Probleme auf, zum Beispiel bei der Infrastruktur: Schule, Krankenhaus, öffentlicher Personennahverkehr, Stadtbibliothek. Wie viel brauche ich? Wie viel kann ich mir noch leisten? Oder nehmen Sie eine so wunderschöne Stadt wie Görlitz, wo sie wirklich alle Baustile studieren können. Aber: Die Menschen sind weggezogen, weil es dort keine Arbeit gibt. Inzwischen kommen zwar immer mehr West-Rentner, weil sie hoffen, hier mit deutlich günstigeren Mieten und Lebenshaltungskosten gut zurande zu kommen. Doch der Stadt bringt das leider keine Wertschöpfung. Vor einiger Zeit habe ich mich mit dem Bürgermeister von Görlitz unterhalten und gesagt: Wunderbar, aber in zehn Jahren wirst du hier lauter Pflegeheime bauen müssen.

Neben Ihren vielen Tätigkeiten arbeiten Sie auch am Berliner EUREF-Institut. Worum handelt es sich da?

Reinhard Müller, mit dem ich ja bereits die Stiftung Denkmalschutz Berlin aufgebaut habe, hat in Berlin-Schöneberg ein riesiges Gelände rund um den alten Gasometer erworben und es Europäisches Energieforum – kurz EUREF – genannt. Wir waren der Meinung, dass man gerade an diesem Fleck mit dem Gasometer, in dem über Jahrzehnte hinweg Stadtgas produziert wurde, für eine moderne, ökologische, energie- und CO₂-bewusste Stadt werben kann. Und deshalb wollten wir hier auch eine Bildungsstätte einrichten. Und so bietet jetzt die Technische Universität seit dem Wintersemester 2012/13 auf dem neuen TU-Campus EUREF drei disziplinübergreifende Masterstudiengänge rund um den Themenkomplex „Stadt und Energie“ an.

Haben Sie in Berlin einen Lieblingsplatz?

Ich liebe den Gendarmenmarkt, weil er architektonisch ein so wunderschönes Ensemble ist. Wenn ich mal etwas mehr Zeit habe, gehe ich auch gerne auf den Dorotheenstädtischen Kirchhof. Dort hat man das Gefühl, durch deutsche Geschichte zu gehen, denn hier liegen Hegel und Fichte, Bertolt Brecht, Anna Seghers und Ernst Litfaß – der Erfinder der Litfaßsäule, Schadow, Rauch und Schinkel. Alle die, die Berlin zur Heimat machen, kann man dort sehen. Außerdem gibt es eine sehr eindrucksvolle Gedenkstätte für die Leute des 20. Juli. Und auch Johannes Rau liegt dort beerdigt.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Mein größter Wunsch ist es, dass meine elf Enkel in eine Europa hineinwachsen, das grenzenlos ist und friedlich und verständnisvoll miteinander umgeht. Ich wünsche mir, dass die jungen Leute irgendwann in Lissabon in ein Flugzeug einsteigen können und in Wladiwostok wieder aussteigen, ohne dafür einen Pass oder ein Visum zu benötigen. Dann wäre die Welt für mich schon ein bisschen besser geworden.



Auftakt des Deutschlandjahres in Brasilien: Das Theatro Municipal in São Paulo wurde von Lichtkünstler Michael Batz illuminiert.



Das Lichtkonzept ergänzte Batz mit den brasilianischen Landesfarben Gelb und Grün.



Bei der Lichtinszenierung: (von links) Bundespräsident Joachim Gauck, Lichtkünstler Michael Batz, Klaus-Dieter Lehmann vom Goethe-Institut sowie São Paulos Bürgermeister Fernando Haddad.

VON RALF VON DER HEIDE

Michael Batz illuminiert Opernhaus in São Paulo

Zum Auftakt des Deutschlandjahres in Brasilien hat Stiftungsvorstand und Lichtkünstler Michael Batz auf Einladung des Auswärtigen Amtes das Opernhaus in São Paulo künstlerisch illuminiert. Ehrengast war Bundespräsident Joachim Gauck.

Es war ein ganz wunderbarer Abend vor über tausend hochkarätigen Gästen", so Michael Batz. Dem Bundespräsidenten habe die Illumination sehr gefallen, sagt der Lichtkünstler, der mit der Stiftung „Lebendige Stadt“ u. a. bereits das Reichstagsgebäude in Berlin, die Speicherstadt in Hamburg und das Kölner Rheinufer künstlerisch illuminiert hat. Zur Eröffnungsfeier des

Deutschlandjahres in Brasilien am 13. Mai leuchteten am Opernhaus Theatro Municipal in São Paulo etwa 450 Lichtpunkte, die Batz an der Front und auf dem Dach, an den Galerien und Balkonen angebracht hatte. „Auf diese Weise sind das Opernhaus und der Stadtraum drum herum noch nie zuvor beleuchtet gewesen“, sagt der 61-jährige Lichtkünstler. Das Theatro Municipal, zwischen 1903 und 1911

erbaut, ist der Mailänder Scala nachempfunden. Es gehört zu den wenigen historischen Bauwerken in der Elf-Millionen-Metropole, die den Bauboom der vergangenen Jahre heil überstanden haben.

Das illuminierte Opernhaus ist für Batz ein schönes Bild für das deutsch-brasilianische Verhältnis: „Das Blau verbindet alle Menschen, denn wir

leben alle auf dem blauen Planeten.“ Sein Lichtkonzept, das eine Woche lang zu bestaunen war, ergänzte der Künstler mit den Länderfarben Gelb und Grün für Brasilien sowie Rot und Gold für Deutschland. „Schwarz ist mit Licht nicht abzubilden, dafür habe ich noch ein dunkleres Blau genommen“, so Batz. Ohnehin habe die Farbe Blau in Brasilien eine besondere Bedeutung: „In Brasilien sagt man:

„Alles ist blau“, wenn alles okay ist.“ Die Einladung, seine Lichtkunst in Brasilien zu präsentieren, erreichte Batz per E-Mail: Beim Goethe-Institut in São Paulo sei man durch Bilder seines Hamburger Blue-Port-Projekts auf seine Illuminationen aufmerksam geworden. „São Paulo wird mir in sehr guter Erinnerung bleiben. Das Projekt ist eine tolle Werbung für unsere Lichtkunst“, so Batz.



Das Opernhaus ist der Mailänder Scala nachempfunden und gehört zu den Wahrzeichen der Stadt.



Mehrgenerationenhaus in Darmstadt.

Foto: Dirk Altenkirch

VON DR. ANNETTE BECKER

Wie wollen wir im Alter wohnen?

Eigentlich ist es erstaunlich. So viele Akteure kümmern sich um die Fragen, die der demografische Wandel aufwirft. Und doch wird für die Folgen der Alterung der Bevölkerung nicht genug getan. Das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt am Main zeigte aus diesem Anlass von Februar bis Mai 2013 die Ausstellung „Netzwerk Wohnen. Architektur für Generationen“ – unterstützt von der Stiftung „Lebendige Stadt“.

Wie sieht es aus? Wie kann es aussehen? Und wie wollen wir, dass es aussieht – das Wohnen im Alter? Das waren die Fragen, denen die Ausstellungsmacher nachspürten. Mehrere Hundert Architekturbüros, die zur Entwurfspräsentation eingeladen wurden, mussten passen: Nein, mit diesen Fragen habe man sich noch nicht beschäftigt. Zusammen mit ihrem wissenschaftlichen Beirat Prof. Andreas Kruse, Gerontologe aus Heidelberg, Prof. Christiane Thalgot, Stadtbaurätin a.D. München, und Prof. Dietmar Eberle, Architekt ETH Zürich, gelang es den Kuratoren schließlich, 35 aktuelle und fünf historische Projekte in einer sinnlichen Installation zusammenzuführen.

Das erste Vorurteil, dem die Ausstellungsmacher bei ihrer Arbeit begegneten, war ein immer noch weit verbreitetes stereotypes Altersbild. Dabei sind die tatsächlichen Lebensperspektiven älterer Menschen vielfältig. Der Titel „Netzwerk Wohnen. Architektur für Generationen“ versteht sich daher als Plädoyer für eine Normalisierung des Themas Wohnen im Alter. Die ausgestellten Projekte zeigten, dass das neue Bild vom Wohnen im Alter im besten Fall die bestehenden Lebensgewohnheiten fortsetzt.

Das zweite Vorurteil fand sich mit der Assoziation von Wohnen im Alter mit Sonderwohnformen. Tatsache ist jedoch, dass die häufigste Wohnform im Alter die „normale“ Wohnung ist. 93 Prozent der Menschen über 65 Jahre leben im normalen Wohnungsbestand, knapp 48 Prozent der Seniorenhaushalte befinden sich dabei in Wohneigentum, 52 Prozent der Haushalte sind Mietwohnungen.

In den „Grundsätzen der Vereinten Nationen für ältere Menschen“ heißt es schon 1991: „Ältere Menschen sollen in einer Umgebung leben können, die sicher ist und die ihren persönlichen Präferenzen und ihren sich ändernden Fähigkeiten angepasst werden kann.“ Und: „Ältere Menschen sollen so lange wie möglich zu Hause leben können.“ Das ist nach über 20 Jahren von überraschender Aktualität und Relevanz.

Barrierearmes Wohnen in den eigenen vier Wänden

Die Generation der heute über 65-Jährigen möchte nicht mehr als Leistungsempfänger, sondern als Kunde wahrgenommen werden. Ihren eigenen Lebensstil ist sie bereit an das Alter anzupassen, keinesfalls aber zugunsten einer Welt des „Alten-Designs“ komplett aufzugeben. Die Herausforderung besteht in Zukunft weniger darin, einen spezifisch für das Alter konstruierten Wohnraum zu schaffen, als Räume so zu entwerfen und zu gestalten, dass sie sich an das Alter ihrer Nutzer und deren körperliche und geistige Fähigkeiten flexibel anpassen lassen. Das barrierearme Wohnen in den eigenen vier Wänden muss als das eigentliche Zukunftsmodell angesehen werden, nicht zuletzt weil das Wohnumfeld und dessen gewachsene Netzwerke soziale Einbindung garantieren.

Alle präsentierten Wohnungsbauten zeigten neben der Architektur beispielhaft die sozialen Möglichkeiten – sei es alleinlebend, zusammen mit anderen im gemeinschaftlichen Wohnprojekt oder im Geschosswohnungsbau in einem Quartier mit selbstorganisierter Nachbarschaftshilfe.

Die Besucher konnten Anregungen mitnehmen, die eigene Wohnsituation auf ihre Zukunftsfähigkeit hin zu überdenken. Speziell für Architekten, Bauherren und Bauträger sollte sie ein Anstoß sein, die eigene Entwurfs- und Entwicklungspraxis zu überprüfen. Obwohl die Anforderungen vergleichsweise einfach sind, ist es bei vielen Neubauprojekten, öffentlichen ebenso wie privaten, noch immer keine Selbstverständlichkeit, dass Gesichtspunkte des demografischen Wandels hinreichend berücksichtigt werden. Junge, gesunde Erwachsene scheinen vielerorts immer noch die projizierten Nutzer zu sein, Kinder und ältere Menschen eher weniger. In Zukunft ist auch ein öffentlicher Raum erforderlich, der altengerechter als bisher gestaltet ist. Was dann entsteht, ist im besten Fall eine Generationengerechtigkeit, denn all die gezeigten Maßnahmen kommen sowohl alten wie jungen Menschen zugute.

Im Ausstellungsparcours konnte der Besucher die ganze Bandbreite an Wohnformen erleben: Einfamilienhäuser und deren Neu- und Umbau; kommunal, genossenschaftlich oder privat-finanzierte Mehrfamilienhäuser sowie deren Renovierung; daneben große städtebauliche Siedlungen. Ganz wichtig war es auch, den finanziellen Rahmen vom 20-qm-Zimmer in der Seniorenwohngemeinschaft bis zum großzügigen Haus für eine alleinlebende Person aufzuzeigen.

Viele Projekte zeigten, wie einfach altersgerechte Details im Neubau zu realisieren sind: die barrierefreien Eingänge, die bodengleichen Duschen und die tiefen Fenster zum Hinausschauen. Eigens zum Auspro-

bieren bereitgestellte Rollatoren gaben den Besuchern einmal Gelegenheit zu testen, wie schwierig es sein kann, über die Schwellen zur U-Bahn zu gelangen, selbst wenn sie vermeintlich gering sind. Und wie eine Niederflurstraßenbahn tatsächlich beschaffen sein müsste.

Zum Liebling der Museumsbesucher geriet das kleine italienische Dorf Tiedoli in der Emilia-Romagna. Das Bergdorf war bis auf 30 Bewohner geschrumpft, die auf verteilten Höfen nicht wirklich eine Perspektive zum Altwerden hatten. Eine konzertierte Aktion von Kommune, Kirche, Sozialdiensten und engagierten Bürgern führte dazu, dass im Zentrum des Dorfes drei halbverfallene Häuser zu sechs kleinen Wohnungen umgebaut wurden und in einem weiteren Haus ein Sozialdienst angesiedelt wurde. Die Maßnahme setzte einen Revitalisierungsprozess für das ganze Dorf in Gang, die Bewohnerzahl hat sich mehr als verdreifacht und das ganze Projekt wünscht man sich als Prototyp für ähnlich gelagerte Fälle in ganz Europa.

Die Ausstellung hat einen großen Besucherzuspruch erfahren, selbst der Bundespräsident hat sie angeschaut. Es bleibt zu hoffen und zu wünschen, dass sie viele Akteure inspiriert, einfach an ihr eigenes Alter zu denken und dafür das entsprechende Umfeld zu gestalten – und dies nicht nur privat, sondern auch als institutioneller Auftraggeber.

Die Autorin ist Kuratorin beim Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt am Main.

VON PROF. DR. DITTMAR MACHULE

„Musik bewegt und verbindet“

Große Freude in Leipzig: Mit der Notenwand, einem Förderprojekt der Stiftung „Lebendige Stadt“, ist Ende April der abschließende Baustein der „Leipziger Notenspur“ eingeweiht worden. Bei der Notenspur handelt es sich um eine rund fünf Kilometer lange Themenroute. Sie erinnert im Stadtzentrum an berühmte Komponisten, die in Leipzig gelebt und gearbeitet haben.

Vor acht Jahren hatte sich ein Kreis engagierter Menschen und Vertreter der Kulturstätten für die „Leipziger Notenspur“ auf den Weg gemacht. Sie wollten die 1998 geborene Vision des Leipziger Physikers Werner Schneider verwirklichen. Die Stiftung „Lebendige Stadt“ war 2008 die erste Förderin, die an den Erfolg des Bürgerprojekts „Leipziger Notenspur“ glaubte – für die Notenwand wurden 10.500 Euro zugesagt. „Wenn man jetzt schon in Hamburg das Potenzial der Leipziger Notenspur erkennt und sich finanziell engagiert, wird unsere Stadt sicher auch bald von der platonischen Notenspur-Liebe zur tätigen Unterstützung der baulichen Umsetzung übergehen“, zitierte die Leipziger Volkszeitung am 13. Januar 2009 Werner Schneiders verschmitzt absichtsvollen Fingerzeig. Bei der Stiftung „Lebendige Stadt“ hatte man Geduld und Vertrauen in das bürgerschaftliche Engagement der Leipziger.

Die Notenwand steht in der ruhigen Dörrienstraße, neben der Notenspur-Station 8 „Grafisches Viertel – Musikverlage“. Aufgebaut direkt vor dem Frühstücksraum des Leipziger Pentahotels dürfte sie dessen Gäste neugierig machen. Viele kleine, lustige schwarze Notenpünktchen mit großen Augen und kurzen Notenbeinen turnen auf der Rückseite auf blauer Fläche unter geschwungenen weißen Bändern, die wie Klangfetzen zwischen Schriftzügen schweben. Oben steht geschrieben „Antworten für Erwachsene, Große und ganz Große“, unten „Antworten für Kinder,

Kleingroße und ganz Schlaue“. Rätselfhaft, dank der Notenwand wird die ruhige Straße lebendig. Kinder mit einem Heftchen in der Hand, ganze Schulklassen, Familien, Jugendliche und Erwachsene scheint irgendetwas an dieser drei Meter breiten und gut zwei Meter hohen eleganten Tafel zu faszinieren.

Die Leipziger Notenwand ist ein in Deutschland und wohl auch weltweit bisher einmaliges Objekt im öffentlichen Stadtraum. Für die „Kleine Leipziger Notenspur“ ist sie zentral. Kinder können mit ihrem „Notenspur-Entdeckerpass“ Rätsel der Musik in Leipzig lösen und Fragen beantworten: „Wie warm ist ein wohltemperiertes Klavier?“ Das lustige Notenspur-Maskottchen „Toni“ begleitet die Kinder. Entdecken sie die geschwungenen Markierungen aus Edelstahl im Fußboden der Stadt, dann finden sie zu 13 (von 23) für sie mitgestalteten Multimedia-Stelen, die unaufdringlich vor ausgewählten

Orten der so reichen Leipziger Musikgeschichte stehen.

Bei der Einweihung war bereits zu spüren, dass die Notenwand für alle gedacht ist. „Sie bedient das menschliche Grundbedürfnis, die Welt mit allen Sinnen zu entdecken und zu erfahren. Sie eröffnet viele verschiedene Zugänge zu Musik – intellektuell und sinnlich, haptisch, visuell oder auditiv“, erläuterte die Leipziger Musikwissenschaftlerin Dr. Tatjana Böhme-Mehner das Besondere. Prof. Dr. Werner Schneider – Urheber, Initiator und Spiritus rector des Stadtprojekts – ist Leiter der Notenspur-Initiative und Vorsitzender des Notenspur-Fördervereins. Dessen Geschäftsführerin, Heide Luckmann, und er unterstreichen die Motivation des bürgerschaftlichen Engagements: „Musik verbindet und bewegt die Stadt.“ Sibylle Nowak, Leiterin der Freien Grundschule Clara Schumann und der Musik- und Kunstschule Clara Schumann im Schumann-Haus freute

sich über das zusätzliche Angebot für ihre 300 neugierigen Jungen und Mädchen „gleich um die Ecke“. Stolz blickte auch Oberbürgermeister Burkhard Jung auf die Leistung der Menschen seiner Stadt. Er hatte sich persönlich für die Notenspur mit ihren vielen Projekten eingesetzt.

Noch ein Wunsch aller Beteiligten wurde am Einweihungstag der Notenwand erfüllt – und kein Mensch hatte seine Finger im Spiel: Der Himmel war blau, die Sonne schien. Ekkehard Vogler vom Jugend-Musik-Netzwerk „Clara“ moderierte, und zwar gemeinsam mit dem Notenspur-Maskottchen „Toni“. Besonders erfreute das die Kinder der 4. Klasse der Clara-Schumann-Schule Leipzig und die einer 7. Klasse der Otto-Dix-Regelschule Gera. Mit ihren begeistert vorgetragenen Liedern machten sie der Musikstadt Leipzig alle Ehre.

Weitere Informationen im Internet unter www.notenspur-leipzig.de

Die „Leipziger Notenspur-Initiative“ hat von der „Europäischen Kulturstiftung“ den „Europäischen Initiativ-Preis für Kultur“ erhalten. Er wurde am 21. Mai 2013 im Rahmen der „Richard Wagner Gala“ in der Leipziger Oper überreicht. Ganz Leipzig darf stolz sein. In der Urkunde heißt es: „Wir würdigen hiermit das leidenschaftliche Engagement der Initiatoren der Leipziger Notenspur für die Erhaltung des großen musikalischen Erbes ihrer Stadt.“

Beteiligte an der Realisierung der Notenwand:

Gesamtkoordination:	Heide Luckmann (Notenspur-Förderverein e.V.)
Finanzielle Förderung:	Stiftung „Lebendige Stadt“
Grundstücksbesitzer:	Pentahotel Leipzig
Bauplanung:	Astra*Architekten
Gestaltung:	MOOSBAUER&HUENNERKOPF kommunikationsdesign
Soundanlage:	music Et more
Metallarbeiten:	Schulmeister Werbetechnik
Erdarbeiten:	Bafu Heyne
Stromzufuhr:	FEST GmbH
Audiofiles:	Dr. Tatjana Böhme-Mehner
Texte:	Dr. Tatjana Böhme-Mehner und Heide Luckmann (Notenspur-Förderverein e.V.)



Die Notenwand ist der abschließende Baustein der „Leipziger Notenspur“.



Bei der Einweihung: (von links) Heide Luckmann (Notenspur-Förderverein), Prof. Dr. Dittmar Machule (Stiftung „Lebendige Stadt“), Burkhard Jung (Oberbürgermeister Leipzig), Prof. Dr. Werner Schneider (Leiter Notenspur-Initiative) und Dr. Tatjana Böhme-Mehner (Musikwissenschaftlerin).

Fotos: Andreas Schmitt

VON SILKE WISSEL

Stadtleben im Grünen

Die Stiftung „Lebendige Stadt“ und die Deutsche Umwelthilfe haben 2012 gemeinsam den Wettbewerb „Lebenswerte Stadt“ ausgerichtet. 139 Kommunen folgten dem Aufruf und reichten 160 Projekte ein. Die sechs Gewinner machen Stadtgrün auf ganz verschiedene Weise lebenswert. Der Gesamtsieger wird am 25. September 2013 in Leipzig gekürt.

Was macht eine Stadt lebenswert? Dazu gehören sicherlich Kultur, Handel, attraktive Arbeitsmöglichkeiten oder auch Kindergartenplätze. Eine ganz herausragende Rolle spielen neben diesen Aspekten aber besonders Grünflächen und Parks, Straßenbäume und Gärten. Urbanes Grün sorgt nicht nur für ein optisch ansprechendes Stadtbild. Es bietet wichtige Aufenthalts- und Erholungsräume für Städter, wertvolle Lebensräume für Tiere und Pflanzen, es sorgt für frische Luft und puffert Lärm. Es macht das Stadtklima an heißen Sommertagen erträglich und ist damit unerlässlicher Baustein für die Anpassung an den Klimawandel. Stadtnatur gehört aus gutem Grund seit historischer Zeit zu unseren Städten.

Der Wettbewerb „Lebenswerte Stadt“ hat das Engagement von Kommunalverwaltungen und Bürgerschaft für ein attraktives und lebenswertes Wohnumfeld in den Vordergrund gestellt. Die 160 eingereichten Projekte aus dem gesamten Bundesgebiet zeigen eine beeindruckende Breite von Ideen und Herangehensweisen. Immer öfter bringen Bürger aus allen Altersgruppen und jeglicher Herkunft Ideen ein, entscheiden mit und packen selbst an – egal, ob es darum geht, neue Parks einzurichten, alte Parks wiederzuentdecken oder ganz neue Orte und Plätze für naturnahe Erholung zu erschließen. Die sechs von der Expertenjury ausgewählten Siegerprojekte verdeutlichen die Vielfalt an Möglichkeiten.

Andernach (Rheinland-Pfalz): In den Grünflächen rund um die Altstadt von Andernach entstehen mehr und mehr Obst- und Gemüsebeete. Seit 2010 wachsen hier Mangold, Grünkohl und Co. neben Weinranken und wenig bekannten Obstsorten. Die Bürger dürfen bei der Beetpflege mit anpacken und natürlich die reifen Früchte ernten. In Andernach wird ein Gang um die Altstadt zur Entde-

ckungsreise mit faszinierenden Duft- und Geschmackserlebnissen – und nicht selten wird an den Beeten eifrig gefachsimpelt und es werden Rezepte getauscht. So wird die Stadt im wahrsten Sinne zum „Lebensmittelpunkt“.

Arnsberg (NRW):

In früheren Jahrzehnten durchfloss die Ruhr die Arnsberger Stadtteile in einem begradigten, naturfernen Flussbett. Seit 2003 renaturiert die Stadt die Flussufer auf über sieben Kilometern Länge. Die Ruhr ist wieder durchgängig geworden und entwickelt sich eigendynamisch. Die Ufer werden der natürlichen Abfolge (Sukzession) überlassen, das Flussbett verändert sich kontinuierlich, Fischschwärme können beobachtet werden. Fuß- und Radwege erschließen die Ruhr als Naherholungsgebiet und werden ausgiebig genutzt. Der Fluss ist heute wieder ein fester Bestandteil des Stadtbilds.

Bad Hersfeld (Hessen):

Unmittelbar an die Altstadt Bad Hersfelds angrenzend, trennte jahrzehntelang ein Industriegelände die nördlichen Stadtteile ab und sorgte noch dazu für ein hohes Verkehrsaufkommen. Seit dem Erwerb des Geländes lässt die Stadt hier nun den Schilde-Park entstehen. Einige denkmalgeschützte Gebäude wurden restauriert und beherbergen z.B. das interaktive Mitmachmuseum „wortreich“. Die meisten Gebäude und Verkehrswege wichen aber einem weitläufigen Parkgelände. Herzstück ist ein bislang unterirdisch verlaufender Bach, der nun wieder an der Oberfläche fließt und die Spiellandschaft für Kinder und die Lebensräume von Tieren und Pflanzen bereichert.

Sondershausen (Thüringen):

Über den ehemals dicht bebauten Stadtteil Hasenholz-Östertal erstrecken sich heute ausgedehnte Rasenflächen. Unter der Federführung des Stadtjugendrings gestalten hier Kinder und Jugendliche ihr eigenes

Wohnumfeld. Sie pflanzen Obstbäume und Heckengehölze und haben einen Generationenpark geplant und angelegt. Jährlich wird im Rahmen eines Stadtteilfestes der Baum des Jahres gepflanzt. Nicht mehr aus dem Quartier wegzudenken ist auch der Abenteuerspielplatz: Hier können die Kinder und Jugendlichen nach Herzenslust und unter fachkundiger Betreuung Hütten bauen, den Wald erkunden, Lagerfeuer machen und Pizzen backen.

Bezirk Pankow von Berlin:

In Pankow befindet sich das größte Gründerzeitgebiet Europas. In den eng bebauten Altbauquartieren sind Grünflächen echte Mangelware. Seit über zehn Jahren unterstützt die Bezirksverwaltung mit dem 100-Höfe-Programm Anwohner und Eigentümer finanziell bei der Begrünung ihrer Innenhöfe. Die Grüne Liga berät fachkundig bei der Planung und vor allem bei der Pflanzenauswahl, die sich an den besonderen Licht- und Bodenverhältnissen der Höfe orientieren muss. Über 60 versiegelte Innenhöfe verwandelten sich seither in grüne Oasen und sind zu Treffpunkten der Anwohner geworden.

Bezirk Hamburg-Mitte:

Fast war die Elbinsel Kaltehofe in Vergessenheit geraten, doch nun ist die ehemalige Trinkwasseraufbereitungsanlage wieder für Besucher geöffnet. Umweltverbände und Stadtteilinitiativen, Verwaltung und Politik, Anwohner und Gewerbetreibende entwickelten hierfür gemeinsam einen Masterplan. Gemeinsam erarbeiteten sie ein Konzept, das die Wasserbecken und Schiebehäuschen erlebbar macht und gleichzeitig der Natur viel Raum für eine freie Entwicklung gibt. Nur zwei S-Bahnstationen vom Hamburger Hauptbahnhof entfernt, bilden hier unberührte Natur, kulturelle Veranstaltungen, Spazierwege mit einem Naturerlebnispfad und ein Wasser-Museum eine eindrucksvolle Einheit.



Ernte in Andernach: Rund um die Altstadt entstehen seit 2010 mehr und mehr Obst- und Gemüsebeete, die von den Bürgern gepflegt und genutzt werden.



Seit 2003 renaturiert die Stadt Arnsberg die Flussufer der Ruhr auf über sieben Kilometern Länge.

Bild rechts: Auf einem ehemaligen Industriegelände in Bad Hersfeld ist der Schilde-Park entstanden.



Farbe schafft Atmosphäre

Welche Rolle spielen Farben bei der Stadtplanung? Mit dieser Frage befasst sich das Buch „Stadtfarben – strategische und zukunftsfähige Planung von Stadtraum und Atmosphäre durch Farbmasterplanung“, das jetzt in der Schriftenreihe der Stiftung „Lebendige Stadt“ erschienen ist.

Städte sind Chaos: Abertausende Menschen mit den unterschiedlichsten Lebensvorstellungen siedeln in ihnen auf engstem Raum. Verschiedenste Kräfte, Wünsche und Vorstellungen vom Lebensraum prallen hier aufeinander, jahrzehnte- und jahrhundertlang. Doch um sich in einer Stadt wohlfühlen, braucht man auf Dauer auch Ruhe, Ordnung und Orientierung. Welchen Beitrag können Farben dazu leisten? Kann bewusste Farbplanung helfen, sich dem zufallsbestimmten Wuchern städtischen Lebensraums entgegenzusetzen und die Willkür ungeplanten Wachstums in eine Ordnung münden zu lassen?

Die jüngste Publikation der Stiftung „Lebendige Stadt“ untersucht den strategischen Einsatz von „Stadtfarben“: Was bewirkt die farbliche Gestaltung von öffentlichen Plätzen, Straßenzügen und ganzen Wohnvierteln? Der Hausbesitzer, der sein Eigentum in einer Trendfarbe streicht, die ihm gefällt, folgt zwar seinen individuellen Verschönerungsvorstellungen. Stadtplanerisch sinnvolle Farbgebung hingegen folgt gemeinschaftlichen Bedürfnissen: Sie sucht nach gewachsenen Traditionen und nach Atmosphäre. Farblich ordnend und akzentuierend versucht sie, „positives Empfinden“ herzustellen. So beschreibt es der Sozialgeograph Rainer Kazig in seinem Beitrag über „Farbe und Atmosphäre im städtischen Raum“.

Atmosphäre und positives Empfinden sind freilich stets subjektiv. Sie sind ebenfalls Moden und Zeitströmungen unterworfen und müssen immer wie-

der neu erfasst werden. Deswegen gibt es kein Patentrezept für gelingende Farbgestaltung. Das ist eine Erkenntnis aller hier versammelten Vorträge. Die andere lautet: Dennoch ist es nicht unmöglich, den Einsatz von Farben in Städten sinnvoll zu planen.

Denn wer eine Stadt als gewachsenes Zeichensystem begreift, kann versuchen, aus ihrer Geschichte und den Zukunftsvorstellungen ihrer Bewohner einen farblichen „Code“ abzuleiten und damit identitätsstiftende Akzente zu setzen. Wie das funktioniert, erläutert Markus Schlegel. Der Professor an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst in Hildesheim hat einen „Farbmasterplan“ entworfen. Das ist sinnvoll, denn ganze 80 Prozent aller Informationen nimmt der Mensch über das Sinnesmedium Farbe auf, wie Axel Buether schreibt. Wie der Mensch diese Informationen jedoch wahrnimmt, hängt von seiner Sozialisation ab.

Christoph Gerlach beschreibt, wie der „Mythos Alt-Hildesheim“ dank einer bewussten auch farblichen Historisierung wiederbelebt werden konnte. Jahrzehnte nach der Zerstörung der Innenstadt im Zweiten Weltkrieg können sich Hildesheims Bewohner heute wieder mit ihrer Stadt identifizieren. Was einen „Lieblingsplatz“ überhaupt definiert, fragt Sabine Foraita und kommt zu dem Ergebnis: Zentral ist das Bedürfnis nach Ruhe, Entspannung und Kommunikation. Solche Räume innerhalb eines Stadtzentrums herzustellen, ist die halbe Miete gelungener Stadtpla-

nung. Die ganze Miete hat, wer es schafft, sie farblich harmonisch in ihr Umfeld zu integrieren, indem er bei der Gestaltung auf Licht und die Farben umgebender Fassaden und Straßenzüge achtet. Dass solche Farbmasterplanung gut kommuniziert sein will, um den Bürger nicht zu verschrecken, weiß Olaf-Axel Burow. Experten mögen über Fachwissen verfügen – aber wem es gelinge, die Bürger geschickt in Farbplanungsprozesse einzubeziehen, erhöhe nicht nur die Akzeptanz, sondern oft auch die Qualität. In einer „prozessorientierten Zukunftsmoderation“, schreibt Burow, böten sich je nach Situation verschiedene Arten der Bürgerbeteiligung an – von der bloßen Information bis zur Mitbeteiligung. Von ihren Grenzen berichtet Daniel Arnold, Vorstandsvorsitzender der Deutschen Reihenhaus AG. Seine Erfahrung ist, dass „viele Menschen nicht die Gabe haben, sich vorstellen zu können, wie eine Farbe wirkt, wenn die Fassaden einer vollständigen Häuserzeile in ihr gestrichen sind“. Er setzt deshalb auf systematische Planung und die Entkopplung von „individuellen Vorlieben“.

Frankfurt-Sachsenhausen hat städtebauliche Vorgaben anhand einer historisch eruierten Farbpalette gemacht, Bauherren und Eigentümern jedoch kleine Freiheiten bei der Ausführung gelassen: ein Vorgehen, mit dem der heruntergekommene Stadtteil in den letzten Jahren erheblich aufgewertet werden konnte, wie Sabine Guttman vom Stadtplanungsamt zu berichten weiß. Ähnliche Erfahrungen hat Thomas Warnecke im Michaelisquartier in Hildesheim ge-

macht. Er beobachtet, dass Anreize durch Fördermittel einen „Schneeballeffekt“ auslösen, der schließlich – innerhalb eines vorgegebenen Farbmasterplans – zur historisch einfühlsamen Sanierung ganzer Straßenzüge führte.

Nichts ist so wichtig und so heikel wie der erste Farbeindruck. Farbe schafft Ordnung, Orientierung, kann Heimatgefühle auslösen, aber auch provozieren. Wer im öffentlichen Raum mit Farben arbeitet, sollte genau wissen, was er tut. Das Buch „Stadtfarben“ zeigt, dass es Prozesse gibt, die helfen, zur richtigen Farbgestaltung zu finden. Wer jedoch meint, diese Prozesse an den betroffenen Bürgern vorbeisteuern zu können, liegt falsch. Denn sie sind es, die mit den Resultaten jahre- und jahrzehntelang leben sollen. Gute Farbfindung bedeutet Planung, Mitsprache und abermals Planung: ein oft aufwendiger Prozess, der am Ende jedoch allen mehr Lebensqualität verspricht.



Das Buch „Stadtfarben – strategische und zukunftsfähige Planung von Stadtraum und Atmosphäre durch Farbmasterplanung“ ist als Band 8 der Schriftenreihe Lebendige Stadt 2013 im Frankfurter Societäts-Verlag erschienen. Kostenloser Download im Internet unter www.lebendige-stadt.de.



Bild oben: Darmstädter Straße in Ober-Ramstadt (Hessen).
Bild links: Bunte Fassaden am Neumarkt in Dresden.

Fotos: Talleo Schlegel & Partner / Berthold Steinhilber (links)



Sorgsam restauriert: der Dorfkern von Altkötzschenbroda.

Fotos: Danuta Schmidt

VON DANUTA SCHMIDT

Wilde Pläne in Altkötzschenbroda

Stimmengewirr, lateinamerikanische Gitarren, Gläserklirren: In Altkötzschenbroda, dem quirligen Dorfanger in der Nähe von Dresden, pulsiert das Leben. Das sah Anfang der 90er Jahre noch ganz anders aus. Damals verfiel der Ort zusehends. Den Umschwung brachte eine großangelegte Sanierung.

Inzwischen ist Altkötzschenbroda, das zur Stadt Radebeul gehört, mit seinem herausgeputzten Dorfkern ein architektonisches Kleinod mit vielen Weinstuben, Kneipen und Cafés. Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz honorierte den Erhalt des Dorfensembles 2002 sogar mit einer Silberplakette. „Es ist kein Denkmalschutzpreis. Wir erhielten die Auszeichnung im Bundeswettbewerb zum Thema Leben in historischen Innenstädten/Ortskernen dafür, dass wir das Ensemble erhalten und wieder lebenswert gemacht haben“, sagt Anja Schöniger, Sachbearbeiterin Stadtplanung in Radebeul. Von 1994 bis 2009 war Altkötzschenbroda Sanierungsgebiet. 9,5 Millionen Euro flossen in den 22 Hektar großen Ort. Mit den Mitteln aus dem Landesfortprogramm Sachsen und der Städtebauförderung wurden alle öffentlichen Räume wieder hergerichtet, der große Anger, anliegende Straßen, kleine Grünflächen, die Festwiese und Parkflächen.

„Die Initialzündung für die Sanierung haben wir einem Investor zu verdanken. Durch das Herbst- und Weinfest, das die Bürger gründeten, hat sich ein Investor aus München in den Ort verliebt. Er hat mehrere ruinöse Gebäude schnell instandgesetzt. Das

hatte beispielgebende Wirkung“, so Anja Schöniger. Viele Eigentümer und Investoren zogen nach, die bis heute Nutzer sind und auch das Elbe-Hochwasser zweimal jährlich erleben – beim Jahrhunderthochwasser 2002 wurde der schöne Dorfanger komplett unterspült.

Zu DDR-Zeiten gab es für Altkötzschenbroda ganz andere Pläne: Nach einem Modernisierungsverbot in den 60er Jahren gab es 1978 ein Umgestaltungskonzept: „Da kursierten wilde Pläne“, sagt Stadtplanerin Schöniger. Es war die Zeit der großen Wohnungsnot, Wohnblocks sollten errichtet und dabei die gesamte Altbau-

substanz abgeräumt werden. „Das ist glücklicherweise nicht passiert. Es hat sich hingeschleppt bis zur Wende“, so Schöniger. Am Ende war das die Rettung für den historischen Dorfkern. „Die Städtebaustruktur war noch zu erkennen, aber die Grundsubstanz war total kaputt“, sagt Architekt Frank Mehnert vom Büro „Atelier2Architekten“. Das Architekturbüro betreute die gesamte Freianlage des Angers, sanierte das Hotel „Goldener Anker“ und baute ein eigenes Büro mit Hilfe eines Sanierungsträgers. Aufgrund der noch gut ablesbaren Kubatur und Grundrisse sowie Fotos aus den Dreißigern sei es relativ leicht gewesen, den Ort im Ori-

ginalzustand abzulesen. Die Flurstücke sind bis heute in ihrer schmalen Länge und der Huf-Form erhalten geblieben.

Natürlich gab es auch Probleme. Am Anfang wollten Sanierungsträger aus dem Westen Geschäfte machen. Die Sanierungsträger haben oft gewechselt, eine Bürgerinitiative trat auf den Plan. Die Stadt Radebeul nahm sich dem Ort mit Alleinstellungsmerkmal an. Außerdem gründete sich ein Sanierungsarbeitskreis aus Bürgern, Architekten, Behörden und Verwaltung für mehr Transparenz. Als dann die Stadt nach der Sanierung Ausgleichsbeträge erhoben hat, um die Wertsteigerung abzuschöpfen, formierte sich erneut eine Bürgerinitiative. „Wir haben Rabatte verhandelt, wenn Leute vorher den Ausgleichsbetrag freiwillig ablösen“, erinnert sich Anja Schöniger.

Ungelöst geblieben ist bis heute die Verkehrsproblematik. Zwar werde der Durchgangsverkehr durch Inseln gedämpft, der ruhende Verkehr aber lasse sich nicht wegretuschieren, so Stadtplanerin Schöniger. Die Menschen sollen ja kommen und auch bleiben: Und das nicht nur für das Herbst- und Weinfest, das einst den Umschwung erst in Gang setzte.



Nach der Sanierung ist der herausgeputzte Dorfkern ein architektonisches Kleinod mit Weinstuben, Kneipen und Cafés.



Ökologisch und nachhaltig: Das Wälderhaus beherbergt ein Hotel und eine Erlebnisausstellung.

Fotos: Marian Beckhäuser (l/r) / igs 2013 (Andreas Beck) / IBA Hamburg (Martin Kunze)



Vorbild für nachhaltige Innenentwicklung: das Ausstellungsgelände in Wilhelmsburg.



„IBA Dock“: Entspannen auf der Terrasse am Wasser.



Welt der Kontinente: Tausendundeine Nacht.



Welt der Bewegung: Aqua Soccer.

VON CHRISTIANE HARRIEHAUSEN

Stadtentwicklung im Fluss

Die Internationale Bauausstellung und die Internationale Gartenschau in Hamburg setzen in Sachen Stadtentwicklung neue Maßstäbe, die auch weit über die Grenzen der Hansestadt hinaus für großes Interesse sorgen.

Mit der Internationalen Bauausstellung (IBA) und der Internationalen Gartenschau (igs 2013) präsentiert Hamburg in diesem Jahr gleich zwei wegweisende Ausstellungen. Das 35 Quadratkilometer große IBA-Projektgebiet auf den Hamburger Elbinseln Wilhelmsburg und Veddel sowie im Harburger Binnenhafen soll zu einem Vorbild für nachhaltige, zukunftsorientierte Innenentwicklung werden. „Als wir 2006 unsere Arbeit aufnahmen, hatte vor allem Wilhelmsburg – das Schwerpunktgebiet der IBA – einen verheerenden Ruf als sozialer Brennpunkt“, berichtet Uli Hellweg, Geschäftsführer der IBA Hamburg GmbH.

„Hier hieß es, für die IBA anfangs viele Denkblockaden zu durchbrechen, um etwa die Wohnungswirt-

schaft vom Standort Wilhelmsburg zu überzeugen. Auch galt Wilhelmsburg in Politik und Wirtschaft jahrzehntelang als Hafenerweiterungsgebiet und Verkehrsstrahlraum. Diese Sichtweise wirkt bis heute nach und es bleibt eine Herausforderung, bei all diesen Nutzungskonflikten nachhaltige Stadtentwicklungspolitik zu betreiben“, beschreibt Hellweg die Aufgaben. Durch die Entwicklung eines neuartigen Stadtvertrages, der IBA-Konvention, unterstützen mittlerweile mehr als 100 IBA-Partner die Arbeit der Gesellschaft. Zudem konnten knapp 40 private Investoren gewonnen werden, die mehr als 700 Millionen Euro in die Projekte investieren. Und das Ergebnis kann sich wahrlich sehen lassen.

Die IBA diskutiert unter dem Motto „Stadt neu bauen“ drei zukunftswei-

sende Themen der Stadtentwicklung und hat hierfür eine Vielzahl von Projekten entwickelt. „So wollen wir unter anderem zeigen, wie Städte ressourcenschonend und klimaneutral in ihrem Inneren wachsen können und so eine weitere Zersiedelung des Umlandes vermeiden“, sagt Hellweg. Mit dem Quartier „Wilhelmsburg Mitte“ werde gemeinsam mit der dort veranstalteten igs 2013 gezeigt, wie die von Verkehrsachsen durchschnittenen und von Altlasten gezeichneten inneren Bruchkanten von Städten (sogenannte Metrozonen) zu lebendigen und abwechslungsreichen Teilen einer Stadt werden könnten. „Nach IBA und igs wird das Gartenschauareal zum kostenlosen Inselfpark, bis 2017 sollen die derzeit noch das Gebiet trennende Bundesstraße und Containerlager verlegt werden. So wird Platz ge-

schaffen für eine weitere städtebauliche Entwicklung der Metrozone nach Norden. Ein Masterplan für die weitere Entwicklung liegt vor“, berichtet Hellweg.

Zudem gibt es ein „Klimaschutzkonzept Erneuerbares Wilhelmsburg“, das zeigt, wie sich der Stadtteil bis zum Jahr 2025 vollständig mit Strom aus lokalen und erneuerbaren Quellen versorgen kann und bis zum Jahr 2050 auch mit Wärme. „Bereits bis zum Ende des IBA-Präsentationsjahres wird Wilhelmsburg durch Projekte wie den Energiebunker, den Energienetz und mehrere neue Nahwärmenetze zu Hamburgs klimafreundlichstem Stadtteil“, schildert Hellweg die Zukunftsaussichten.

Das dritte zentrale Thema beschäftigt sich mit der multikulturellen Stadt-

gemeinschaft. Unter dem Stichwort „Kosmopolis“ zeigt die IBA, wie es möglich ist, Bildungschancen für alle und ein friedliches Miteinander von Bürgern aus über 100 Herkunftsländern zu gewährleisten. „Mit Integrations- und Bildungsprojekten wie dem neuen Bildungszentrum ‚Tor zur Welt‘, das verschiedene Schulformen und Bildungsträger von der Grundschule bis zur Erwachsenenbildung unter einem Dach vereint, wollen wir das ‚Tor zur Welt‘ der gesellschaftlichen Teilhabe aufstoßen“, erläutert Hellweg.

Insgesamt habe der Planungsprozess gezeigt, dass es für die Stadtplanung Herausforderungen gibt, die in Zukunft noch stärker im Fokus stehen werden. Hierzu zählen die Bürgerbeteiligung, die Verkehrsplanung und die Freiflächenplanung. Die IBA hat verschiedene Dialog- und Beteiligungsformate entwickelt. „Im Weltquartier, einer sanierungsbedürftigen Arbeitersiedlung aus den 1930er Jahren, in dem 1.700 Menschen aus 30 Ländern wohnen, haben wir die Bewohner in ihren Landessprachen nach ihren Wünschen befragt. Mit

diesen Wunschlisten und anschaulichen Modellen konnten wir viele Ideen zum Umbau der Wohnungen und des Quartiersplatzes entwickeln, die heute gebaute Realität sind“, schildert Hellweg den Prozess. Dies sei eine Lektion aus den sieben Jahren IBA. „Es muss uns als Stadtplanern gelingen, Partizipation so zu organisieren, dass sich möglichst breite Bevölkerungsschichten angesprochen fühlen“, hebt Hellweg hervor.

In 80 Gärten um die Welt

Was bei den Planungen der IBA nicht mehr umgesetzt werden konnte, war die Zusammenlegung der Bundesstraße 4/75 mit der parallel verlaufenden Bahntrasse. „Wenn dies, wie geplant, in den kommenden Jahren umgesetzt wird, eröffnen sich zahlreiche Zukunftschancen“, prognostiziert Hellweg. Wünschenswert sei auch der Verzicht auf neue verkehrliche Belastungen und ein umfassendes Verkehrskonzept.

Wie wichtig Frei- und Grünflächen für die Lebensqualität eines Quartiers

sind, zeigt die igs, die unter dem Motto „In 80 Gärten um die Welt“ steht. „Eine solch große Gartenschau kann auch ein Anstoß sein, um das soziale Zusammenwachsen einer Stadt, einer Region zu fördern“, sagte Bundespräsident Joachim Gauck bei der Eröffnung im April. „Ganz konkret haben sie hier in Hamburg mit der Internationalen Bauausstellung und der Gartenschau den Sprung über die Elbe gewagt. Ich hoffe, dass diese Verbindung nachhaltig gestärkt wird“, hob Gauck hervor.

Die igs nimmt ihre Besucher mit auf eine Reise durch Kulturen und durch Klima- und Vegetationszonen dieser Erde. Eingebettet in sieben verschiedene Welten erzählen fünfzehn Gärten in der Welt der Häfen von Fernweh und Reisefieber, achtzehn Gärten beschreiben in den Wasserwelten Wassermangel- und Überfluss. In zehn Gärten der Welt der Kulturen präsentiert sich die Vielfalt der Kulturen. In sechzehn Gärten der Welt der Kontinente wird die Fülle an Flora und Fauna gezeigt. Elf Gärten in der Welt der Bewegung locken mit vielen Bewegungsangeboten, fünf Gärten in

der Welt der Religion bieten Ruhe und Einkehr. Und in fünf Gärten der Naturwelten können sich die Besucher interaktiv animierte Pflanzen der Zukunft ansehen.

„Die größte Herausforderung war die Formulierung zukunftsfähiger Inhalte eines Parks für das 21. Jahrhundert“, schildert Heiner Baumgarten, Geschäftsführer der igs, den Planungsprozess. „Insbesondere das Thema ‚ParkSport‘, aber auch gesellschaftlich wichtige Themen wie Fairer Handel oder Interkulturalität wurden in das Konzept integriert“, berichtet Baumgarten.

In Hamburg haben internationale Gartenschauen eine lange Tradition. Die igs 2013 ist bereits die achte Schau, die in der Hansestadt eröffnet werden konnte. Bisher hat jede einzelne Gartenschau ein grünes Vermächtnis hinterlassen. Das wird sicherlich auch in Wilhelmsburg der Fall sein und dazu führen, dass, wie der erste Bürgermeister Olaf Scholz bei der Eröffnung sagte, Hamburg noch ein wenig lebenswerter wird.



Weltkulturerbe: Die Altstadt von Quedlinburg (Sachsen-Anhalt) ist eines der größten Flächendenkmale in Deutschland.

VON JOACHIM GÖRES

Begeisterung wecken

Hinterhöfe zusammenlegen, Häuser abreißen, Parkplätze schaffen – Fachwerkstädte suchen Lösungen gegen den Leerstand in ihren historischen Gebäuden. Trotz vieler Modellvorhaben verschärft sich durch Überalterung und Wegzug die Situation gerade in kleinen Kommunen abseits der Ballungsräume.

Haus zu verkaufen. Wohnfläche 3x130 m². Sanierungsstau.“ So steht es auf dem Zettel an einem heruntergekommenen Fachwerkhaus in der Celler Fußgängerzone. Das 1649 erbaute Gebäude ist seit mehr als zehn Jahren unbewohnt. „Wir wollen knapp 100.000 Euro dafür haben, außerdem müsste alles neu gemacht werden. Am günstigsten wären der Abriss und ein Neubau“, sagt Peter Heimlich, Sohn des Besitzers. Es meldeten sich immer mal wieder Interessenten, doch die schreckten vor der Investition zurück. „Die Innenstadt stirbt ja langsam aus, man findet nur schwer Mieter“, so Heimlich.

Immer weniger Menschen wollen in den historischen Fachwerkhäusern wohnen, weil die Räume klein und niedrig sind, nur wenig Licht einfällt, es weder Garten noch Balkon gibt, der Standard der Einrichtung oft zu wünschen übrig lässt und hohe Energiekosten wegen schlechter Dämmung die Miete in die Höhe treiben. In vielen Fachwerkstädten, die oft abseits der Metropolen liegen und deren Bevölkerung durch Überalterung und Abwanderung sinkt, stehen 30 Prozent der Häuser leer und drohen zu verfallen. Was tun? Darauf suchten rund zwei Dutzend Fachwerkstädte aus Hessen, Thüringen, Sachsen-Anhalt und Niedersachsen Antworten, die 2009 und 2012 an der von der Arbeitsgemeinschaft Historische Fachwerkstädte veranstalteten Fachwerktriennale teilnahmen.

In Celle, wo in der Altstadt in 1.400 Wohnungen nur noch 1.100 meist ältere Menschen leben, haben sich Architekturstudenten bei einem Workshop Gedanken gemacht, wie man Menschen aus ihrem Einfamilienhaus mit Garten am Stadtrand als Bewohner in ein zentral gelegenes Fachwerkhaus zieht. Mehrere Hinterhöfe zusammenlegen, nicht mehr benötigte Gebäude abreißen, kleine Wege zwischen den Fachwerkhäusern anlegen, damit Bewohner schnell zu einem geplanten Parkplatz in der Nähe gelangen können – das sind einige ihrer Ideen. „Mit der Vergrößerung der Innenhöfe schafft man einen Treffpunkt und fördert die Nachbarschaft. In den Hinterhöfen herrscht absolute Ruhe, obwohl man

mittlen in der Stadt wohnt. Diese Idylle gilt es zu nutzen“, sagt Bernd Sammann, Professor für Architektur an der HAWK Hildesheim/Holzminde/Göttingen, nach dessen Worten die Dämmung und Vergrößerung der Räume kein Problem mehr sei.

Als Vorbild dient Wernigerode in Sachsen-Anhalt, wo durch die Zusammenlegung von mehr als 20 Innenhöfen die Fachwerk-Altstadt zum Wohnen attraktiver wurde und auch neue Geschäfte entstanden – beides trug zur Ankerbelung des Tourismus bei. Fachwerktriennale-Projektleiter Uwe Ferber nennt weitere positive Beispiele: Im hessischen Felsberg hat sich eine Genossenschaft gegründet, die einen Energiepark betreibt und mit den Einnahmen aus dem Verkauf von regenerativer Energie die Sanierung von Fachwerkhäusern finanziert. In Hannover sind Münden richten Künstler in leerstehenden Fachwerkhäusern vorübergehend Ateliers ein und laden zum Besuch der sonst verschlossenen Bauten ein. Auf diese Weise konnten Investoren, die beim ersten Rundgang von den histori-

schen Gebäuden hellauf begeistert waren, für die Sanierung der Häuser gefunden werden.

Wanfried in Hessen hat für das örtliche Fachwerkensemble Werbung auf einer Auswanderermesse in den Niederlanden gemacht – mehr als 20 Häuser konnten so mit dem Geld aus dem westlichen Nachbarland in Ordnung gebracht werden und der Ort hat neue Einwohner bekommen, die hier zumindest einen Zweitwohnsitz angemeldet haben. In Homburg/Efze wurde das schmalste Fachwerkhaus Hessens zu einem Ferienhaus umgebaut – enge Maße, die dauerhafte Bewohner abschrecken, stellen für Touristen eine besondere Attraktion dar.

Rund ein Viertel der insgesamt 2,4 Millionen Fachwerkhäuser in Deutschland stehen nach Angaben von Manfred Gerner, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Historische Fachwerkstädte, unter Denkmalschutz. 1.500 Kommunen sind nach seinen Angaben maßgeblich vom Fachwerk geprägt. Er

verschweigt nicht die Probleme: „In Eschwege war die Planung für die Zusammenlegung und Nutzung von Fachwerkinnenhöfen fast fertig, da ist ein Hausbesitzer aus dem Projekt ausgestiegen und die ganze Arbeit war umsonst. Es ist wichtig, die Betroffenen noch früher in die Überlegungen und Planungen miteinzubeziehen, sonst scheitern auch die besten Modelle.“

Quedlinburg gilt seit 1994 wegen seines einzigartigen Fachwerkensembles – mehr als 2.000 Fachwerkhäuser aus sechs Jahrhunderten – als Unesco-Weltkulturerbestadt. In die Sanierung der zu DDR-Zeiten stark verfallenen Altstadt wurden seit der Wende bis 2007 pro Jahr rund sechs Millionen Euro öffentliche Mittel investiert, dazu kommen Millionensummen von privaten Investoren. Seit der Wende hat sich die Zahl der Innenstadtbewohner auf heute 5.000 verdoppelt. „Das hat in erster Linie mit den vielen sanierten Häusern zu tun. Eine Rolle spielt auch, dass der Unesco-Titel und die Vielzahl der Touristen die Wertschätzung der Einwohner für ihre alten Gebäude erhöht hat“, sagt Rudolph Koehler, Geschäftsführer des Quedlinburger Architekturbüros Q-Batur. Für ihn ist dabei wichtig, dass die privaten Geldgeber für die Sanierungen ein persönliches Interesse an den Fachwerkhäusern haben, weil sie meistens dort wohnen.

Doch das A und O bleiben öffentliche Fördermittel – und da sieht es derzeit sehr schwierig aus. „Die Stadt Quedlinburg hat ihre Eigenmittel auf null gesetzt, um den Haushalt zu konsolidieren. So sind die meisten Förderprogramme des Landes, des Bundes und der EU blockiert“, sagt Koehler. 100 Fachwerkbauten sind derzeit in Quedlinburg in ihrem Bestand gefährdet, davon viele größere Objekte, deren Sanierung jeweils eine Million Euro und mehr kosten kann. Sollte sich bei der finanziellen Förderung nichts ändern, scheint der Abriss unvermeidlich. Für Gerner ist klar: „Es wird künftig überall in Deutschland weniger finanzielle Unterstützung von außen geben. Umso wichtiger ist es, die Motivation der Bürger zu erhöhen, sich für den Erhalt ihrer historischen Gebäude einzusetzen.“



Fotos: Joachim Göres / qbatur / qpa (Matthias Bein)



Oben: die Altstadt von Celle mit ihren malerischen Fachwerkhäusern.

Links: saniertes Fachwerkhaus mit Garten in Quedlinburg.



Klavierspielerin
am Times Square
in New York.



Klavierspieler
am Königsplatz
in München.



Klavierspieler
an der Themse
in London.

VON ANDREA PEUS

Spiel mit mir!

Ob in Sydney, Rio, New York oder London – weltweit nahmen bereits 39 Großstädte an der Klavier-Aktion „Play Me, I'm Yours“ teil. Kunstvoll dekorierte Pianos an öffentlichen Plätzen sollen die Menschen dazu anregen, miteinander zu kommunizieren. In diesem Jahr fand das Projekt erstmals in Deutschland statt.

Der britische Künstler Luke Jerram besuchte jede Woche denselben Waschsalon. „Dort traf ich immer auf die gleichen Leute, aber niemand redete miteinander“, erzählt er. „Wie an einer Bushaltestelle, wie so oft im öffentlichen Raum.“ Das wollte er ändern und fragte sich, wie es wohl wäre, wenn ein Klavier zwischen den Menschen

stünde. Ob sie dann beginnen würden, miteinander zu kommunizieren? Seit 2008 vergibt Jerram Lizenzen für seine Idee, derer sich mittlerweile weltweit 39 Städte angenommen haben. Der Künstler kann rührende Geschichten erzählen, von der stolzen Mutter in São Paulo, die beim Spiel ihrer Tochter in Tränen ausbrach oder einem New Yorker Paar, das sich an

einem Klavier kennenlernte und schließlich sogar heiratete. Und in jeder Stadt strahlen die Menschen in die Kameras der Presse, wippen und klatschen im Takt und haben offensichtlich eine Menge Spaß.

Im Mai fand das Projekt in München – und damit auch zum ersten Mal in Deutschland – statt. Tatsächlich dau-

erte es ein Jahr, bis Andreas Wagner, der sich als Quereinsteiger der Aktion annahm, alle Genehmigungen eingeholt und mit Unterstützung des Kulturreferats und der Stadtparkasse genügend Geld gesammelt hatte. „Das einzige, was sofort geklappt hat, war, Klaviere gespendet zu bekommen“, sagt er. Die 14 Instrumente ließ er von Graffiti-Künstlern, Bildhauern,

Designern und Kindern gestalten und platzierte sie an prominenten Plätzen in der Münchner Innenstadt.

Nach den Klavieren und Hobby pianisten musste man daher auch gar nicht lange suchen. Auf dem Königsplatz, direkt vor den Propyläen stand beispielsweise eines der Klaviere, dekoriert mit stilisierten, schwarzen und weißen Figuren und geöffnetem Deckel. Über den Tasten prangte der Schriftzug „Play Me, I'm Yours“ („Spiel auf mir, ich gehöre dir“). Wie auf einer Insel mit perfekter Kulisse – umgeben von dem ohrenbetäubenden Lärm der vorbeiholenden Autos und Touristenbusse. Es dauert nicht lange, bis sich ein Mann gezielt an das Instrument setzt und schwungvoll in die Tasten haut. Später verrät er, dass er über ein Internetportal auf

die Aktion aufmerksam geworden war. „A super Gschicht“, schwärmt der gebürtige Münchner. Er ist Physiker und wollte eigentlich mal Pianist werden. In sein Spiel versunken, merkt er gar nicht, dass er schnell fünf Zuhörer hat. „Spielst du noch eins?“, wird er gefragt und die Menschen rücken näher an ihn und das Instrument heran, um seinen Ragtime-Rhythmen inmitten des Straßenlärms besser folgen zu können. Weiter geht's zum Isartor, wo es bereits tosenden Applaus für eine junge Pianistin aus Japan gibt, die gerade zu Besuch in München ist. „So wird Musik gefördert“, sagt sie. „Man kann sich ganz spontan und ungezwungen an das Instrument setzen und es ausprobieren.“ Während am Isartor noch die Meisterin das Instrument bespielt, machen sich am Wiener Platz

die Nachwuchstalente ans Werk. Manche klettern nur darauf herum, andere zeigen ihr Können.

Das Projekt hat sogar eine eigene Facebook-Seite, auf der sich die Fans weltweit über die schönsten Events, Fotos und Begegnungen austauschen. Auch hier wird klar: Es funktioniert. Ob mit Passanten, Hobby pianisten oder Virtuosen. Die Menschen gehen aufeinander zu, kommen ins Gespräch. „In Paris hatten wir letztes Jahr 40 Pianos, dieses Jahr werden es schon 80 sein. Lasst uns nächstes Jahr in München 100 haben“, spornet der Initiator der Aktion die Münchner bereits für das kommende Jahr an.

Das Problem mit dem deutschen Wetter (Klaviere im Regen?) haben die Veranstalter in München übrigens

ganz einfach gelöst: Sie haben Planen hinter den Pianos verstaut, mit der Bitte an die vorbeigehenden Passanten, die Instrumente doch abzudecken, wenn es regnet. Doch zum Glück gab es in München auch Schönewettertage mit milden Nächten. An einem solchem Abend ist der Königsplatz gegen 23 Uhr im angenehmen Scheinwerferlicht perfekt in Szene gesetzt. Dazu spielt ein junger Mann die „Nocturnes“ oder Nachtstücke, wie Frédéric Chopin sie nannte. „Ich weiß nicht, was mich mehr verzaubert, das schöne Stück oder die Tatsache, es hier so unverhofft zu hören“, sagt plötzlich eine Frau. Eigentlich habe sie nur schnell nach Hause gewollt, doch das müsse sie sich jetzt noch anhören. Kurzentschlossen schließt sie ihr Rad an und bleibt noch ein wenig.



Neuer Glanz: Nach Plänen des britischen Architekten Norman Foster ist die Städtische Galerie im Münchner Lenbachhaus neugestaltet worden.



Planschen hoch über der Stadt: Der Swimming Pool auf dem Dachgarten des Marina Bay Sands Hotels in Singapur bietet ein atemberaubendes Badeerlebnis.

Fotos: (l) Huber / A+PIX (Your Photo Today) / SLS / Heinz-Joachim Hetschen

Stadtnachrichten

Das Münchner Lenbachhaus in neuem Glanz

Die Städtische Galerie im Münchner Lenbachhaus ist wiedereröffnet. Vier Jahre haben die 56 Millionen Euro teuren Renovierungsarbeiten gedauert. Die malerische Villa wurde nach Plänen des britischen Stararchitekten Norman Foster umgebaut. Bundesbildungsministerin Johanna Wanka freute sich insbesondere über das „revolutionäre Lichtsystem“, das die berühmte Sammlung des „Blauen Reiters“, den Joseph-Beuys-Schwerpunkt und die zahlreichen anderen Werke dank neuer LED-Technik ins rechte Licht rückt. Architekt Norman

Foster, nach dessen Plänen das Museum auch mit einem goldenen Kubus versehen wurde, kommentierte: „Dieses Lichtsystem ist wegweisend für Museen auf der ganzen Welt. Es sorgt für nahezu natürliches Licht.“ Sein Ziel sei es gewesen, die Qualitäten der historischen Villa zu bewahren – und gleichzeitig einfach für mehr Platz zu sorgen. Dafür wurde auch ein Anbau aus den 1970er Jahren abgerissen.

Werner-Otto-Preis fördert Behindertensport

Die Alexander Otto Sportstiftung hat zum dritten Mal den mit insgesamt 30.000 Euro dotierten Werner-Otto-Preis im Hamburger Behindertensport verliehen. Ausgezeichnet wurde der SV Nettelburg/Allermöhe für sein Drachenbootteam mit Behindertensportlern. Dafür erhält der Verein ein Preisgeld von 15.000 Euro. Anerkennungen verbunden mit Preisgeldern von jeweils 5.000 Euro bekamen die Elbschule Hamburg für ihre Kletter-AG mit gehörlosen und schwerhörnden Kindern und Jugendlichen, Grün-Weiß Eimsbüttel für sein Fußballangebot für Kinder und Jugendliche mit Down-Syndrom sowie der Förderver-

ein Integrationsport Hamburg und Umgebung für sein breites inklusives Sportangebot.

Kindersprechstunde beim Oberbürgermeister

Ob Probleme mit dem Schulweg, Anregungen für den Spielplatz oder persönliche Fragen an den Oberbürgermeister – Bad Kissingers OB Kay Blankenburg bietet erstmals für Kinder und Jugendliche eine Sprechstunde an. „Sie sollen die Möglichkeit haben, ohne Termin mit dem Oberbürgermeister über ihre Themen sprechen zu können“, so ein Stadtsprecher. Die Sprechstunden werden einmal im Monat angeboten. Auch in anderen Städten gibt es bereits Bürgermeistersprechstunden für Kinder.

Fußball-Museum in Dortmund wächst

Die Eröffnung des deutschen Fußball-Museums in Dortmund rückt näher. Im April setzten DFB-Präsident Wolfgang Niersbach, Liga-Präsident Reinhard Rauball, Nordrhein-Westfalens Sportministerin Ute Schäfer und Dortmunds Oberbürgermeister Ullrich Sierau den symbolischen Grundstein. Die Fertigstellung des 36-Millionen-

Euro-Projekts gegenüber dem Dortmunder Hauptbahnhof ist für Ende 2014 geplant. In dem 7.000 Quadratmeter großen Museum sollen alle Facetten des deutschen Fußballs von der Gründerzeit über die Nationalmannschaft bis zur 50-jährigen Bundesliga-Geschichte multimedial und interaktiv dargestellt werden.

Hamburger Speicherstadt soll Weltkulturerbe werden

Die Hamburger Speicherstadt und das Kontorhausviertel mit dem Chilehaus sollen Weltkulturerbe werden.

Die notwendigen Unterlagen will die Hansestadt über die Kultusministerkonferenz und das Auswärtige Amt bis zum 1. Februar 2014 beim Unesco-Welterbezentrum in Paris einreichen. Eine Entscheidung wird im Juni 2015 erwartet. Die Hamburger Speicherstadt, die von der Stiftung „Lebendige Stadt“ illuminiert worden ist, gilt als das größte zusammenhängende und einheitlich geprägte Speicherensemble der Welt. Es wurde von 1885 bis 1927 in drei Bauabschnitten errichtet, im Zweiten Weltkrieg erheblich beschädigt und

in den 1950er Jahren wieder aufgebaut und ergänzt. Das Kontorhausviertel mit dem Chilehaus entstand in den 1920er und 1930er Jahren.

Korbach erhält Hansestadt-Titel

Das nordhessische Korbach darf offiziell den Titel Hansestadt tragen. Korbach war im Mittelalter Schnittpunkt bedeutender Handelswege und wurde bereits 1469 in einer Hanse-Liste der Stadt Köln geführt. Noch heute sind Überbleibsel aus der Hansezeit in der Stadt zu sehen. Bislang

ist Korbach als Goldstadt bekannt – aufgrund der nach eigenen Angaben größten Goldlagerstätte Deutschlands. Die Hanse wurde im 14. Jahrhundert als Interessenvertretung der Kaufleute zum gegenseitigen Schutz gegründet. Außer bekannten Städten wie Hamburg, Bremen, Lübeck, Wismar, Rostock oder Stralsund gibt es auch abseits der Küste Hansestädte, zum Beispiel in Westfalen oder Niedersachsen. Korbach ist das 22. offizielle deutsche Mitglied in dem Städtebund.

Pool-Architektur der Superlative

Planschen hoch über der Stadt: In Singapur bietet der Swimming Pool auf dem Dachgarten des Marina Bay Sands Hotels rund 200 Meter über der Metropole ein atemberaubendes Badeerlebnis. Das 146 Meter lange Becken ist das weltweit größte Außenbrennbad auf einer solchen Höhe. Der Pool ist Teil des öffentlich zugänglichen Sky Parks, der drei 55-stöckige Hoteltürme miteinander verbindet und einen grandiosen Blick auf die Skyline bietet. Entworfen wurde die 2010 eröffnete Anlage von Safdie Architects (USA).

Verleihung des Werner-Otto-Preises: (v.l.) Kuratoriumsmitglied Michael Stich, Hamburgs Sportsenator Michael Neumann, Heiner Zwiebelmann (SV Nettelburg/Allermöhe) und Stifter Alexander Otto.



Die illuminierte Speicherstadt ist das weltbekannteste Wahrzeichen der Hansestadt Hamburg und leuchtendes Vorbild für viele Lichtprojekte in aller Welt.

Wo Wohlstand wächst



Dr. Eva Lohse ist Oberbürgermeisterin der Stadt Ludwigshafen am Rhein, Vizepräsidentin des Deutschen Städtetages und Mitglied im Stiftungsrat der „Lebendigen Stadt“.

Wohlstand für alle“ – so lautete das große Versprechen, das in den 50er Jahren der damalige Wirtschaftsminister und spätere Bundeskanzler Ludwig Erhard den Deutschen machte. Erhard gilt als Vater der Sozialen Marktwirtschaft, des erfolgreichsten Wirtschafts- und Gesellschaftsmodells, das Deutschland je hatte.

Erhards Versprechen ist weitgehend eingelöst: Nie war der Wohlstand in unserem Land größer als heute und noch nie hat es eine breitere Teilhabe an diesem Wohlstand gegeben. In Zeiten der Euro-Krise gilt Deutschland vielen als Insel der Seligen mit hoher Wirtschaftskraft und niedriger Arbeitslosigkeit. Es ist aber kein Naturgesetz, dass dies so bleibt. Unser Wohlstand beruht auf Anstrengung, auf der Anstrengung vieler. Und wir müssen uns alle anstrengen, wenn wir in diesem Land auch zukünftig in Wohlstand leben wollen.

Wohlstand für möglichst viele Menschen – das ist auch die Sehnsucht, die schon lange vor Ludwig Erhard die Geschichte unserer Städte geprägt hat. Städte sind entstanden als geschützter Raum für Produktion und Handel und als Orte der Arbeitsteilung. Die Aussicht auf Wohlstand hat jahrhundertlang die Menschen vom Land in die Städte gelockt, und sie tut dies in vielen Regionen der Welt noch heute. Städte waren und sind die Orte, an denen die wirtschaftliche Entwicklung vorangetrieben wird, und sie waren schon sehr früh Orte eines sozialen Ausgleichs: Die Fürsorge für die Armen gehört zu den ältesten Aufgaben der kommunalen Selbstverwaltung.

Was muss nun heute getan werden, damit unsere Städte auch morgen noch lebendige Orte sind, wo der Wohlstand unseres Landes und unserer Gesellschaft wächst?

Ich möchte hier nur zwei von zahlreichen Punkten auf der kommunalen Agenda herausgreifen:

1. Städte brauchen eine funktionsfähige Infrastruktur.

Ihre Einwohner müssen sich einigermaßen stressfrei zwischen Wohnung und Arbeitsplatz bewegen können. Sie müssen Einkaufsmöglichkeiten,

Kultur-, Sport- und Freizeiteinrichtungen sowie Naherholungsgebiete erreichen können. Außerdem müssen Waren aller Art und nicht zuletzt auch Daten und Informationen schnell und sicher transportiert werden können. All dies soll nach Möglichkeit auf eine Art und Weise geschehen, die die Belastungen für die Umwelt in erträglichen Grenzen hält.

Es geht also um Straßen und Schienen für den Individualverkehr, für den ÖPNV und für den Güterverkehr. Es geht um das weite Feld der Logistik, um effiziente Schnittstellen zwischen Straße, Schiene und Wasserstraße und um moderne Datennetze.

Wir haben uns daran gewöhnt, dass wir bei alledem in Deutschland einen hohen Standard haben – aber wir übersehen nur allzu gerne, dass wir mittlerweile auch einen hohen Sanierungstau haben. Den Städten, Kreisen und Gemeinden in Deutschland fehlen für die Instandhaltung kommunaler Straßen und ÖPNV-Trassen jährlich 3,25 Milliarden Euro.

In Ludwigshafen zum Beispiel müssen wir dringend eine knapp zwei Kilometer lange Hochstraße aus den 70er Jahren erneuern. Die geschätzten Kosten von etwa 300 Millionen Euro übersteigen bei weitem die finanzielle Leistungsfähigkeit der Stadt.

Wir müssen bei der notwendigen Erneuerung der Infrastruktur nicht die Konzepte der 70er Jahre kopieren. Im Gegenteil: Wir sollten den Mut haben, heute für morgen unsere eigenen Vorstellungen von Stadtgestaltung und Verkehrsführung zu entwickeln. In Ludwigshafen diskutieren wir deswegen darüber, die sanierungsbedürftige Hochstraße durch eine ebenerdige Stadtstraße zu ersetzen. Aber wir kommen so oder so nicht darum herum, dass wir eine leistungsfähige Verkehrsinfrastruktur brauchen. Wenn wir wollen, dass

unsere Städte Orte der Wertschöpfung für das ganze Land bleiben, dann müssen wir wieder mehr in kommunale Straßen und Schienenwege investieren. Dabei brauchen wir die tatkräftige Unterstützung von Bund und Ländern.

2. Städte brauchen eine vernünftige Zuwanderung.

Unsere heutigen Stadtgesellschaften sind vielfach geprägt von den Folgen der Arbeitsmigration in den 50er, 60er und frühen 70er Jahren. Heute rächt sich, dass wir mit den Bemühungen, die Menschen, die damals als „Gastarbeiter“ zu uns gekommen sind, in die deutsche Gesellschaft zu integrieren, viel zu spät begonnen haben.

Aktuell stellt außerdem die unkontrollierte Zuwanderung aus Rumänien und Bulgarien einige Städte vor Probleme, die sie aus eigener Kraft nicht bewältigen können. Als EU-Bürger kommen Rumänen und Bulgaren in den Genuss der europaweiten Freizügigkeit. Gleichzeitig dürfen sie aufgrund einer Übergangsregelung in Deutschland aber keiner abhängigen Beschäftigung nachgehen; sie stehen dem Arbeitsmarkt also nicht zur Verfügung. Dies führt zu einer Verlagerung von sozialen Problemen und Konflikten aus den Herkunftsländern in die deutschen Städte.

Dabei brauchen wir eigentlich dringend die gezielte Zuwanderung qualifizierter Fachkräfte, um den Arbeitskräftebedarf der Wirtschaft mittelfristig zu sichern. Ohne Zuwanderung werden wir unseren Wohlstand nicht halten können. Diese Zuwanderung müssen wir aber so steuern und gestalten, dass daraus für die Zuwanderer und für die Aufnahmegesellschaft eine Win-win-Situation entsteht.

Die deutschen Städte waren und sind Orte der Begegnung zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft mit den verschiedensten Begabungen und Interessen, Orte des lebhaften Austausches von Waren, Dienstleistungen und Ideen. Das ist letztlich der Rahmen, in dem immer wieder Win-win-Situationen entstehen. Und genau deswegen sind sie der Ort, an dem auch in Zukunft Wohlstand wachsen kann.

Grüne Oase in der Stadt: der Ebertpark in Ludwigshafen.



Fotos: dpa (Friedel Gierth) / Stadt Ludwigshafen



SAVE THE DATE

KONGRESS 2014
DIE INTELLIGENTE STADT

17. – 19. SEPTEMBER
ESSEN

